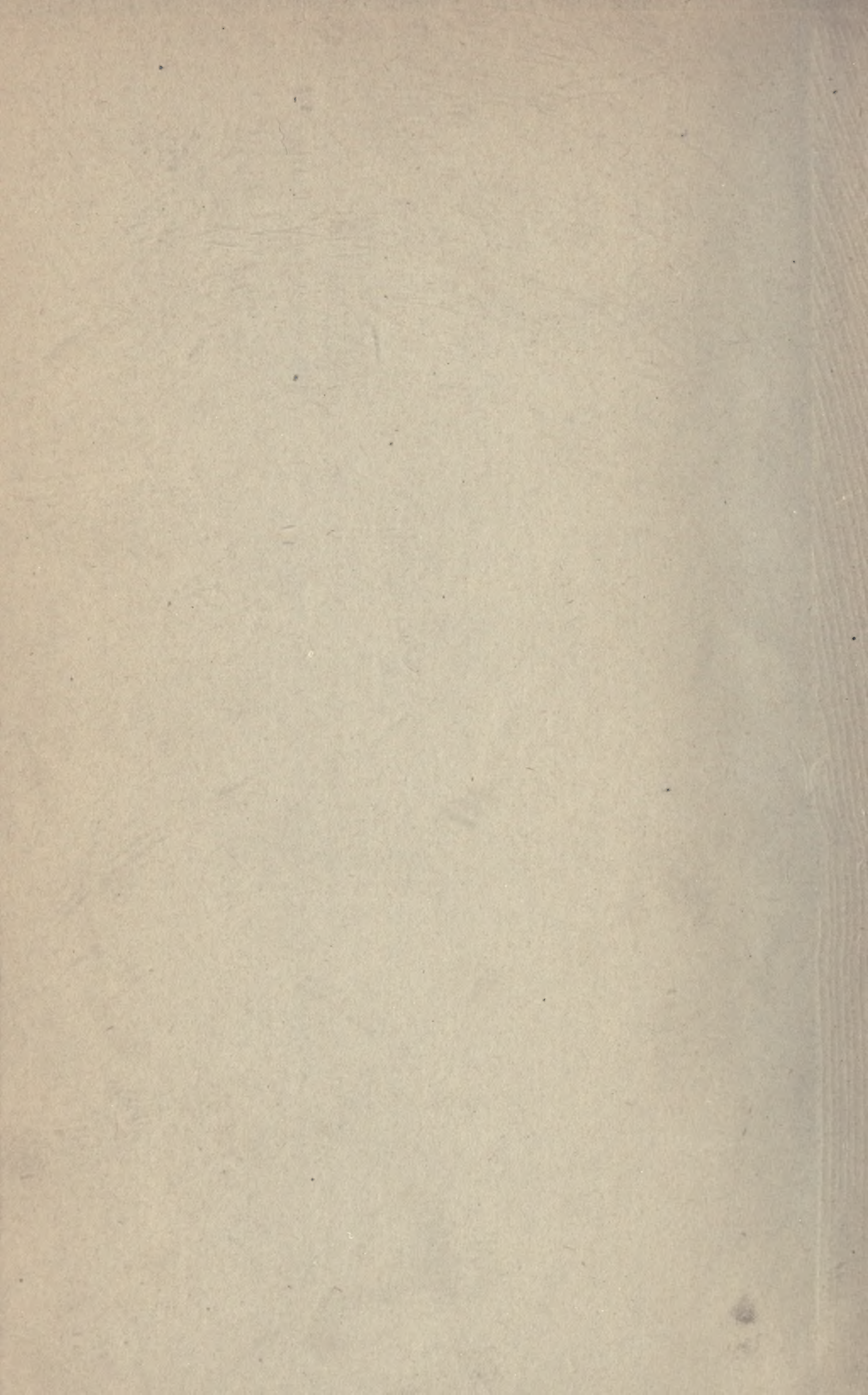
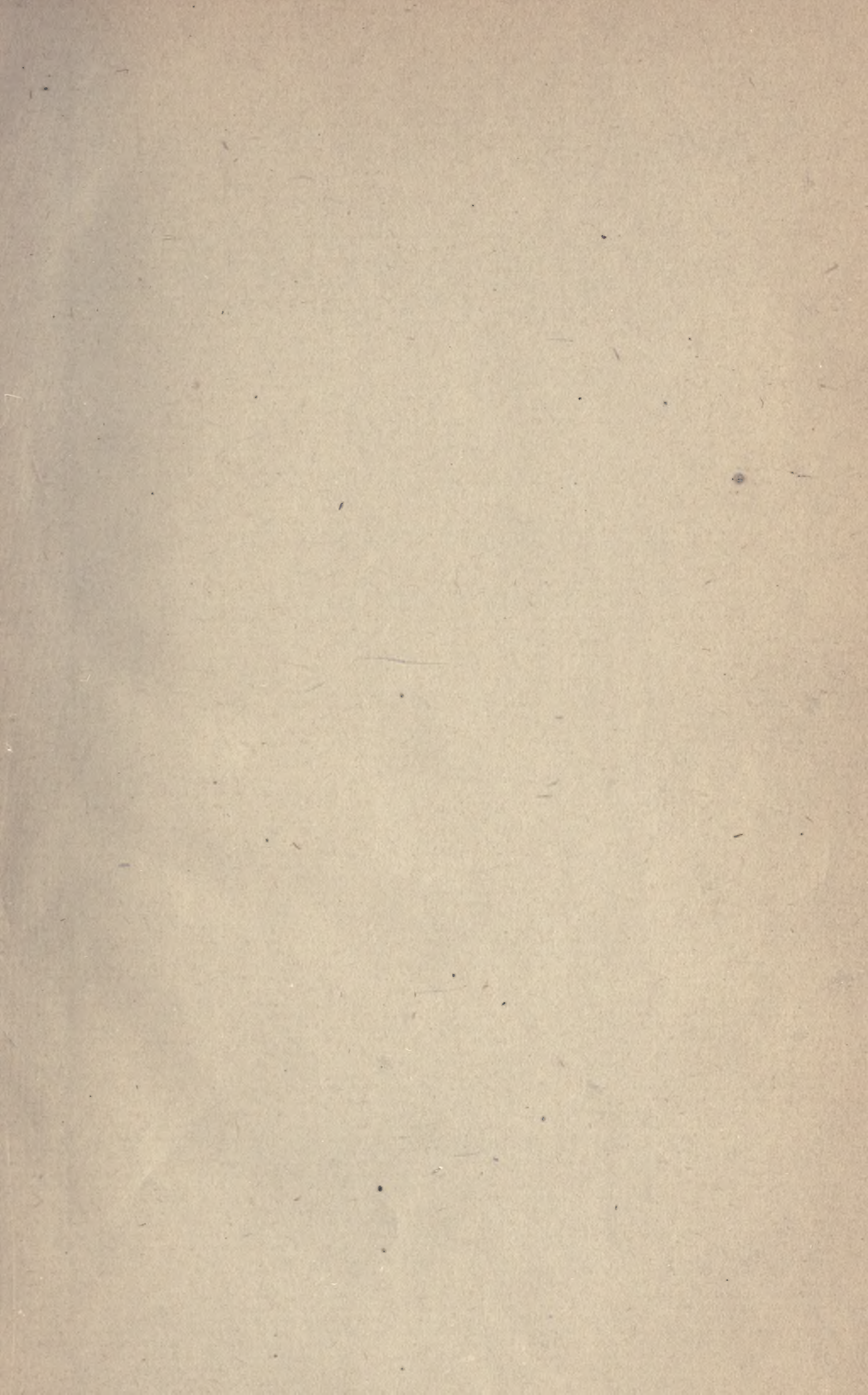
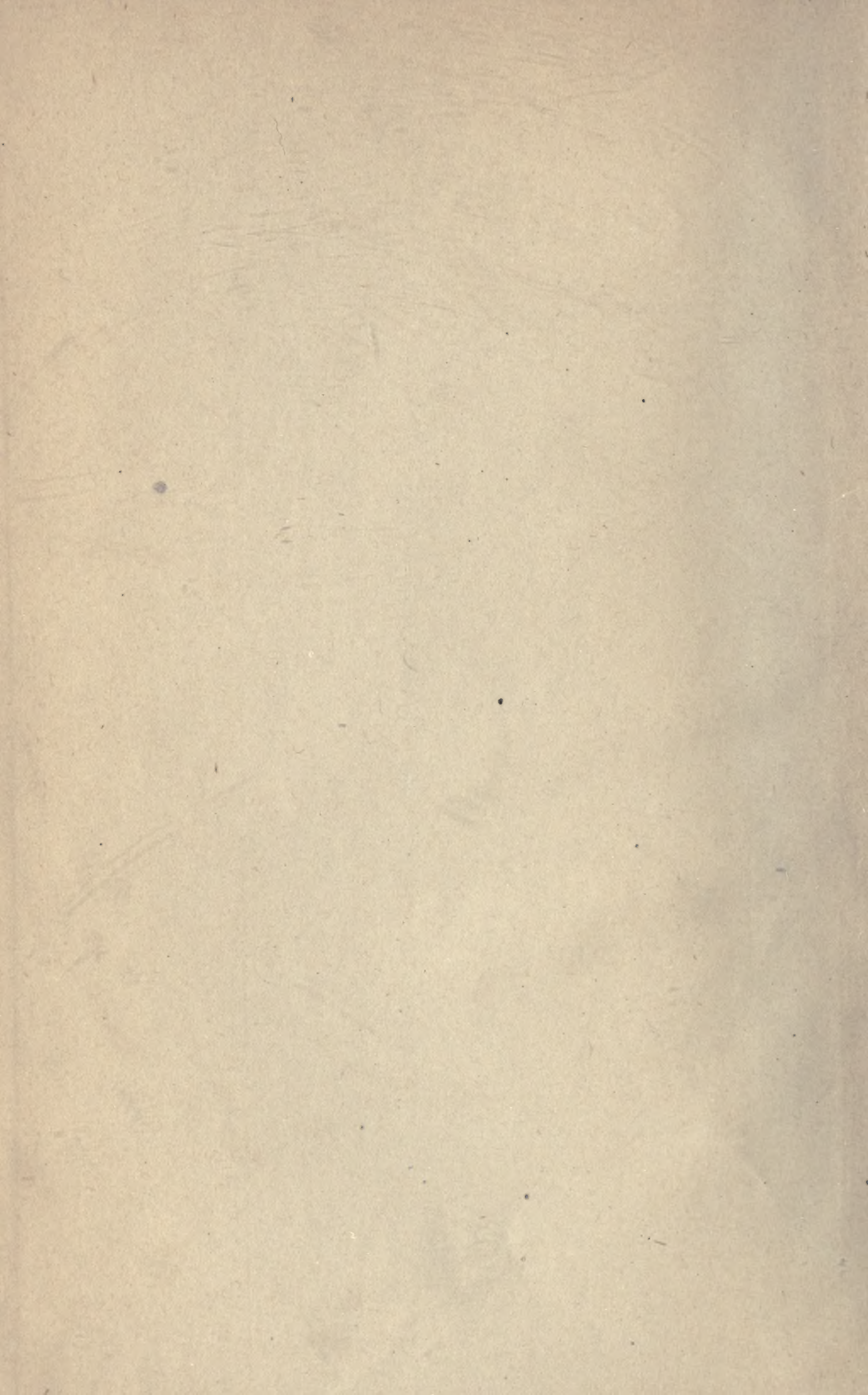
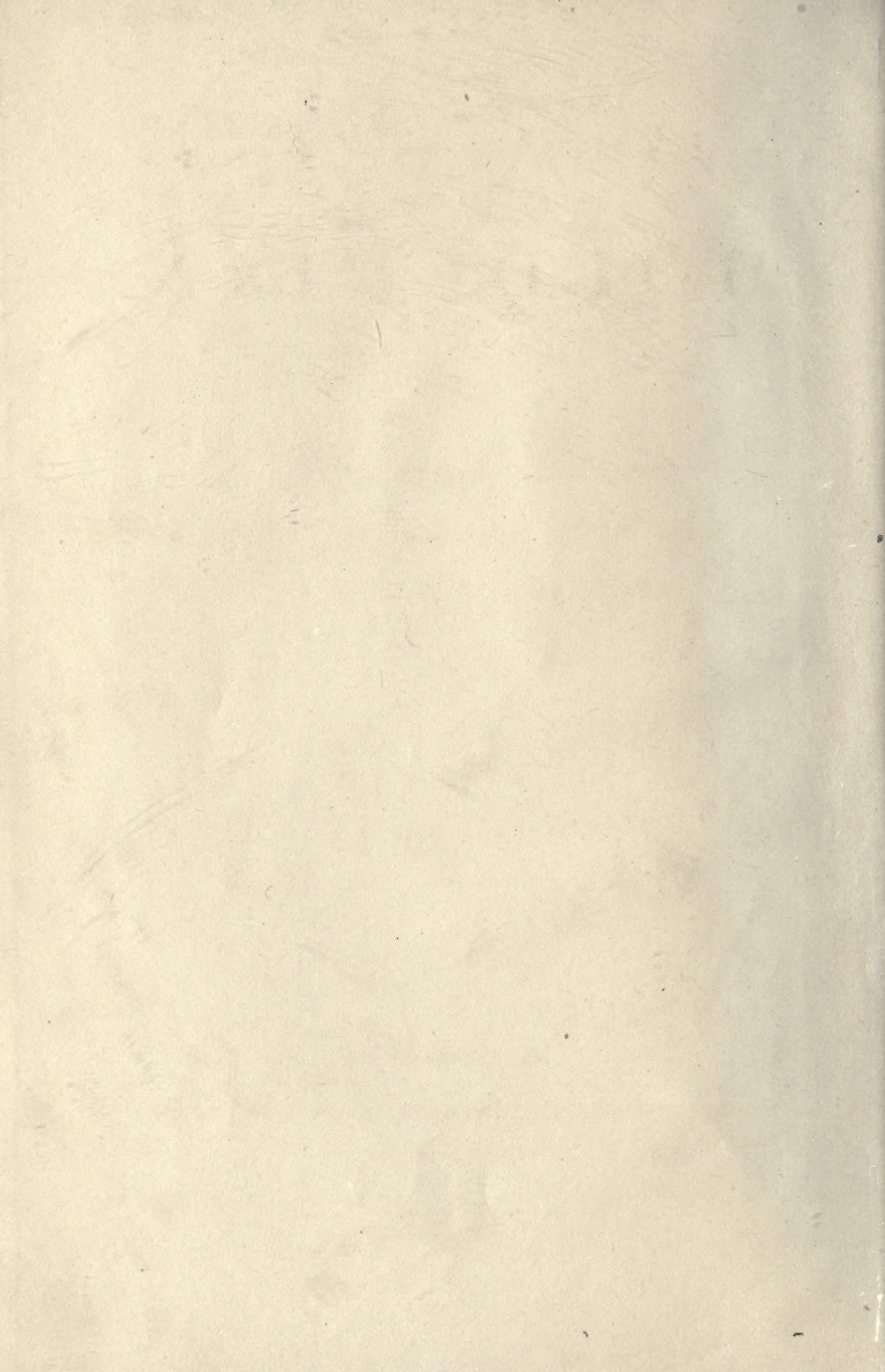
NORBERT VON HELLINGRATH

HÖLDERLIN









NORBERT VON HELLINGRATH

HÖLDERLIN

*

ZWEI VORTRÄGE

HÖLDERLIN UND DIE DEUTSCHEN

HÖLDERLINS WAHNSINN

*



II. AUFLAGE

HUGO BRUCKMANN VERLAG * MÜNCHEN

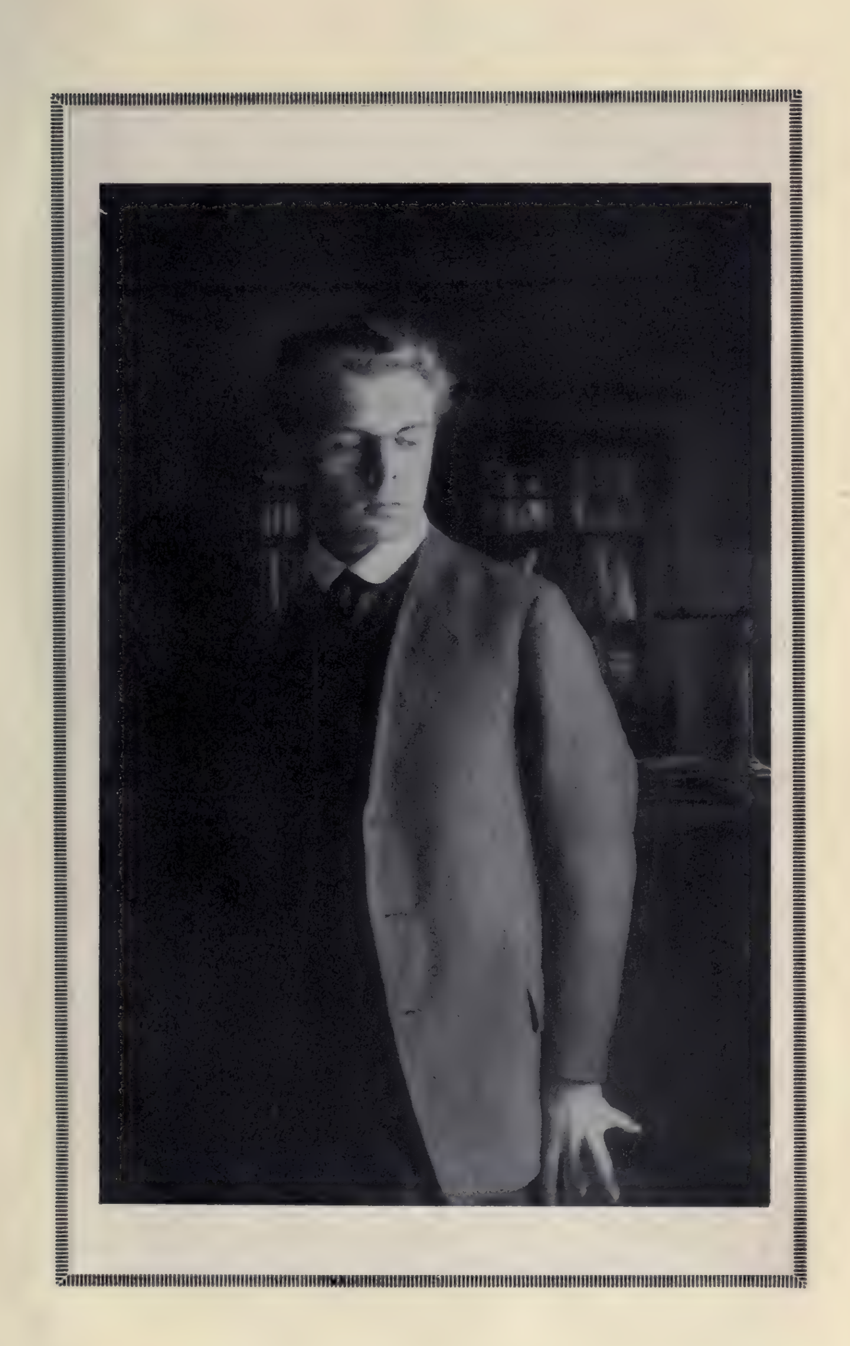
1·9·2·2



NORBERT VON HELLINGRATH

ZUM GEDÄCHTNIS

*





Das hier Dargebotene — Norbert v. Hellingraths letzte Äußerungen über Hölderlin, dessen dichterischem Werke und menschlichem Bilde Liebe, Andacht und Eifer seines Lebens galt — war in dieser Form vom Autor nicht für die Veröffentlichung bestimmt; es sind die nachträglichen Niederschriften von Vorträgen, die von ihm im Frühjahr 1915 während eines durch einen Unfall im Felde veranlaßten Aufenthalts in seiner Heimatstadt München vor einem weiteren Freundeskreise gesprochen wurden und die damals — halb unbegriffen vielleicht, weil zu neu in ihren Offenbarungen — doch mit seltenem Schauer die Versammelten bewegten. Der Gedanke ihrer Veröffentlichung entsprang vor allem dem Wunsche, sie über den rasch verfliegenden Hauch des einmal gesprochenen Wortes hinaus allen denen zugängig zu machen, die Anteil daran nehmen mögen und sich dieser Forschung verpflichtet fühlen. Das Buch sei dem Andenken Norbert von Hellingraths gewidmet und sichtbarer Ausdruck des seinem Streben gebührenden Dankes.

So unglaubwürdig es Späteren klingen mag: der überwiegende Teil der vom eignen einfachen Wert dieser Reden umfaßten Gedichte und Splitter aus dem Hölderlinschen Spätwerk traten damals — ein Jahrhundert nach ihrem Entstehen — mitten im Kriegstumulte erstmals ans Licht, wurden erstmals als Ton menschlichem Ohre vernehmbar. Sie lagen bis dahin — ein gesparter Schatz — im Staub öffentlicher Bibliotheken begraben, von niemandem

geahnt, nur manchmal von unberufenen Neugierigen aufgespürt und mit Kopfschütteln als Kuriosa und Ungeburten beäugt und betastet.

Hellingrath war es vorbehalten, sie aus den verwirrten Handschriften herauszulösen und durch treueste Wiedergabe des Buchstabens Schicht für Schicht der immer neu sich überschiebenden und oft seltsam überwucherten Formen deutlich zu machen; — ein Geschäft ebenso der enthusiastischen Hingabe wie der Mühe und Entsagung, das an den Forscher und Menschen höchste Anforderungen stellte: Scharfsinn und Kraft des Glaubens, Sicherheit des Instinkts, vor allem aber eine Vielheit der entwickelten Kräfte, wie sie nur selten in einem Einzelnen sich beisammen finden.

Bis zu welchem Grade Hellingraths Gesamtleistung als mustergültig dasteht, wie es überhaupt erst auf ihr als Grundlage möglich ist, Hölderlins Bildnis rein zu erbauen, wird vielleicht nur der mit der Hölderlin-Forschung Vertraute beurteilen können. Das Menschlich-Rührende aber seiner Haltung als Herausgeber und Interpret des Dichters wird jeden treffen müssen, der — für die Formen des Lebens empfänglich — auch nur von ferne seinem reinen Feuer sich nähert. Hier wohnen nahe beieinander: Stolz, Eigenwille (bis zu Trotz und Unnachgiebigkeit) wie kindlichstes Lauschen und Hingegebensein, kühne Lust der Synthese und freier Überschau wie peinliches Achten auf Kleines und das unverletzliche Kleinste, in Freude anschwellendes wie müde hinschwindendes Leben.

Es ist keine Frage: diese Forschung, die sich einer unseren Tagen kaum mehr bekannten Treue gegen ihr Objekt befleißigt, ist im heimlichen Grunde ein glühend Ringen von Leben zu Leben, ist getragen einzig von der Leidenschaft der Heroenliebe und strömendem Danke. Sie ist in ihrer Ausdauer und unbedingtem Einsatze beinahe ohne Beispiel im Felde moderner „Wissenschaft",

einzigartiges Zeugnis dafür, wie Liebe im Begreifen sachlicher, strenger sogar, in jedem Falle fruchtbarer und entdeckender ist als die Selbstsicherheit eines weise abstandnehmenden trockenen oder geistreichen Gelehrtentums.

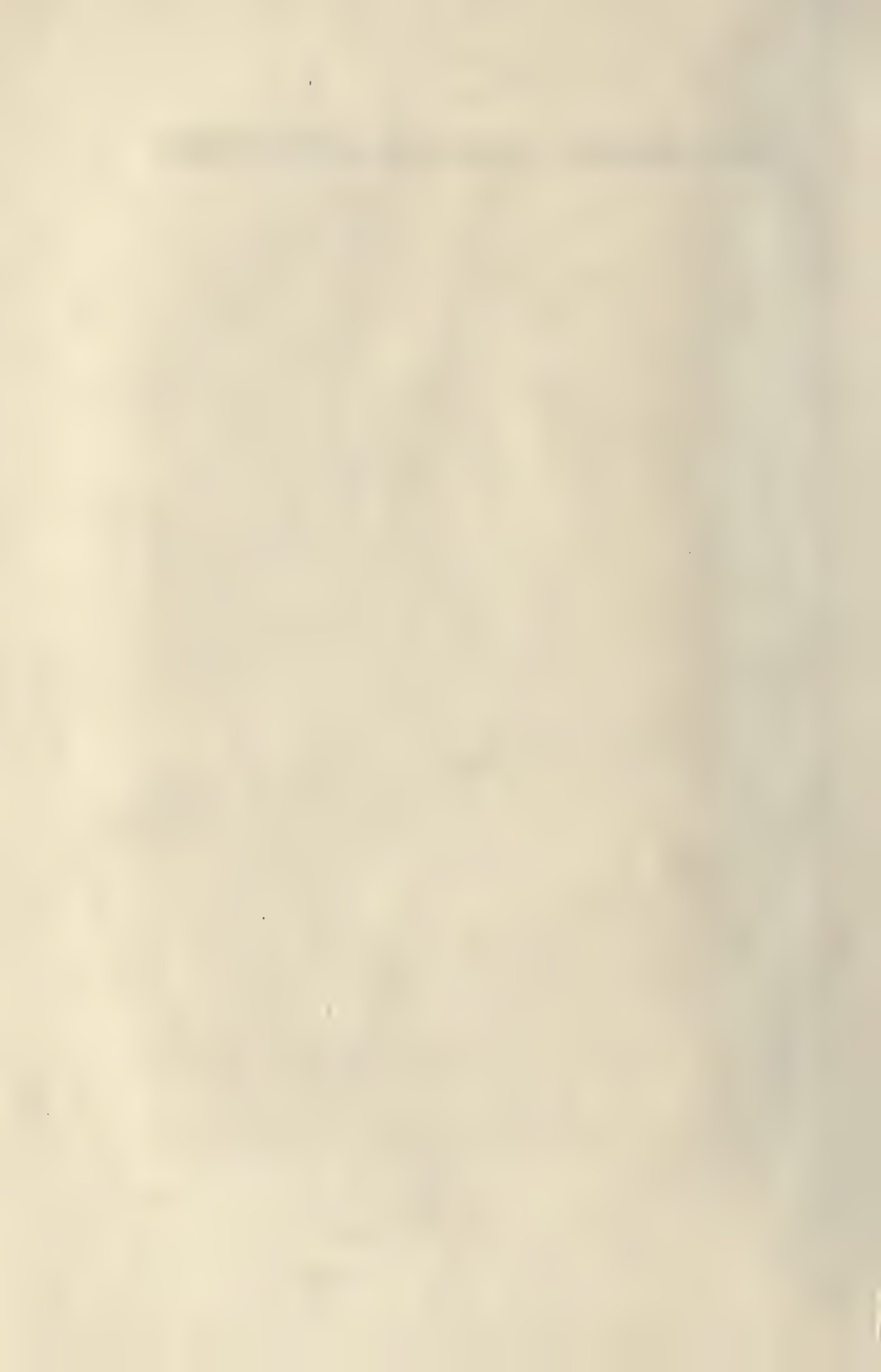
Hellingrath hat noch das Erscheinen des entscheidenden Gedichtbandes seiner Hölderlin-Ausgabe (im Sonderdrucke) erlebt. Dieser ist denn auch den hier gebrachten Texten durchaus zugrunde gelegt. Die Vollendung seines Werkes, insbesondere die von ihm beabsichtigte Gesamtumreißung von Hölderlins Gestalt, die ihm innerlich schon zu einer letzten Deutlichkeit geronnen war, blieb ihm versagt; doch deutet manches von dem in den folgenden Seiten Gesagten den Richtungswillen der abgebrochenen Linie an.

Am 14. Dezember 1916 ist Norbert von Hellingrath in seiner Blüte, ein Achtundzwanzigjähriger, gefallen, uns nichts zurücklassend als den Schmerz ob solchem Verluste. Doch wird sein Andenken der überlebenden Jugend im tiefsten verpflichtend bleiben. Auch er fiel der Idee:

„Es stehen unter einem Schiksaal
Die Dienenden auch."

Ludwig v. Pigenot.

HÖLDERLIN UND DIE DEUTSCHEN



„Wenn die geängstete Gottheit vieles versuchend an einen Menschen sich klammert oder aus ihm ruft oder Leib wird in ihm, das erst macht ihn zum Verkünder, daß aus seiner Stimme Hörende erwachsen, das erst zum Heiland, daß sich das Göttliche festhält an ihm, daß über ihn gleichgerichtetes, in ihm taggewordenes Wirken wie ein Streifen lang hinfließe durch die Zeit. Auch göttlicher Adel der Gestorbenen nährt sich wie menschlicher der Nachfahren an Dauer. Jeder von uns, der an dem Mitlebenden Größe erfahren hat, vor solcher Größe geschmolzen ist, von solcher Größe sich getragen weiß, der kennt auch die Unfaßbarkeit, Unmeßbarkeit dieser Gegenwart. Und wo eines nicht gemessen greifbar vor unserem Geiste steht, wo in der Hingabe unserer Seele nicht ruhiges Wissen ist, sondern noch irgend Tastendes, Suchendes, Schweifendes, da ist auch noch Leidenschaft in unserer Hingabe, Schwung der Leidenschaft vielleicht; aber uns fehlt noch der sichere Grund, der not ist, um menschlich zu bauen. Denn, wie wir nur dem größten Lebenden es verdanken, daß wir atmen können, so kann nur das unserm Glauben oder Hoffen seine ganze Ruhe und Sicherheit geben, daß wir es in Worten wiederfanden, denen die Zeit den Schimmer des Endgültigen gewährt, der Abstand das Ungewisse, Fragwürdige des unabgeschlossenen Heutigen genommen hat."

Wenn wir jetzt aus allen Teilen der Erde hören: wir Kindswürger und Mordbrenner seien Barbaren, Nachfah-

ren der alten Hunnen, der Tamerlan und Dschingiskhan, dann fühlen wir guten Deutschen das Bedürfnis, uns vor den Feinden — denn was haben wir sonst? — ins rechte Licht zu setzen, weisen das Ausland schüchtern darauf hin, daß wir doch eigentlich im Grunde das Volk Goethes seien. Das ist gewiß lächerlich und doch auch zutiefst liebenswürdig. Es ist Kleine-Leute-haft, es ist von dem, was uns so oft den Namen Bedienten-Seelen eingetragen hat, es ist, daß die Deutschen ihres eigenen Selbstgefühls nicht sicher sind, wenn sie es nicht vom Mund der Nachbarn ablesen können. Und doch, mit der seltsamen Doppelheit, die Wesen und Rätsel des Deutschen ist, es wohnt auch etwas darin von einer kindlich tiefen staunenden Demut, einer kindlich gläubigen Vertrauensseligkeit, einem Nichtbegreifenkönnen der Möglichkeit, der Fähigkeit zu hassen und zu lügen, etwas von Eigenschaften, die uns das Recht zum Glauben geben, daß, wenn die Wahrheit und die Gerechtigkeit und die Stärke Gottes hier auf Erden Häuser bauen, sie es unter keinem andern Volk als dem unsern tun, unter uns Barbaren, kleinen Leuten und Emporgekommenen.

Aber lassen wir jetzt diese Doppelgesichtigkeit unseres Volkes — wir werden später noch davon reden — und zurück zum „Volk Goethes"! Denn ich will heute von uns als vom Volke Hölderlins sprechen.

Ich will alles eher, als Hölderlin und Goethe gegeneinander ausspielen, den einen herausloben oder den andern heruntersetzen, ich will sie nur nebeneinander stellen, will von dem gewohnten Begriff: „Volk Goethes" ausgehn und den sehr ungebräuchlichen: „Volk Hölderlins" ins Licht stellen. Ich möchte das nicht als Paradoxon verstanden wissen. Wir nennen uns „Volk Goethes", weil wir ihn als Höchsterreichbares unseres Stammes, als höchstes auf unserm Stamme Gewachsenes sehen in seiner reichen, runden Menschlichkeit, welche selbst fernere, die sein Tiefstes nicht verstehen mögen, zur Achtung zwingt. Ich nenne uns

„Volk Hölderlins", weil es zutiefst im deutschen Wesen liegt, daß sein innerster Glutkern unendlich weit unter der Schlacken-Kruste, die seine Oberfläche ist, nur in einem geheimen Deutschland zutage tritt; sich in Menschen äußert, die zum mindesten längst gestorben sein müssen, ehe sie gesehen werden, und Widerhall finden; in Werken, die immer nur ganz wenigen ihr Geheimnis anvertrauen, ja den meisten ganz schweigen, Nicht-Deutschen wohl nie zugänglich sind; weil dieses geheime Deutschland so gewiß ist seines inneren Wertes oder so unschuldig unbekannt mit der eigenen Bedeutung, daß es gar keine Anstrengung macht, gehört, gesehen zu werden. Und weil, wenn Goethe trotz seiner Größe und seiner wahren Glut zu solcher Breite des Daseins sich ausweiten durfte, daß sogar die Mitlebenden, sogar die Landsleute ihn nicht übersehen konnten, Hölderlin das gleichzeitige, größte Beispiel ist jenes verborgenen Feuers, jenes geheimen Reiches, jener stillen unbemerkten Bildwerdung des göttlichen Glutkernes.

Ich sprach von Goethes Breite. In seiner gerundeten, ebenmäßigen, gleichgewichtigen, gleichdurchpulsten, gleichdurchgluteten Menschlichkeit hat er solchen Umfang erreicht, daß wir fast nur den größten Zauberer Lionardo ihm zu vergleichen wissen und daß er seine Person irgendwie ebenbürtig und gleichartig neben die Werke gestellt hat, die Gott selber dichtete, neben Shakespeare und Homer. Daneben erscheint uns freilich und mit Recht Hölderlin klein, schmal. Doch dafür sehen wir ihn mit unvergleichbarer Wucht, dem Wasserstrahl des Springquells ähnlich, in Höhen emporgetragen, in die selbst Götterkraft niemals die breite Woge des Sees heben könnte. Wir sehen ihn an Innigkeit und Wucht, an grenzenloser innerer Erfüllung seines umgrenzten Erbes und Amtes so herrlich den Reichtum der Armut entfalten, daß wir von ihm aus vielleicht die Armut des Reichsten bei Goethe beklagen.

Schon wenn wir die Lebensläufe, die äußern Schicksale

vergleichen, können wir's fühlen: Goethes Geburtshaus, jenes Kleinod bürgerlich wohlhäbiger Pracht, das wir alle kennen, seine Jugend in der schönen, bedeutendsten Reichsstadt, deren Gesichtskreis alter Kaiserruhm und ferne Handelsbeziehungen zu einer kleinen Welt erweiterten, aber eben doch Bürgertum, ummauerte Kleinstadt, in deren Gewinkel nie die Götter wohnen, die Haine, Flüsse, Himmel der freien Landschaft zum Hause wählen. Hölderlin stammt aus jener großen Familie von Pastoren und Beamten, die, wie auch heute noch zum Teil, das Rückgrat des württembergischen Volkes bildeten, Schulkamerad Hegels und Schellings. Aber das Amtmannshaus des Vaters stand am Rande eines offenen Dorfstädtchens über dem schwäbischen Strom, auf den Grundmauern und Kellergewölben eines alten geweihten Klosters, von Weinbergen umdrängt; er lebte in der freien Landschaft der weichen schwäbischen Flußtäler, deren Linien man mit Recht in seinen Gedichten wiederzufinden glaubte. Er durfte sagen:

Mich erzog der Wohllaut
Des säuselnden Hains
Und lieben lernt ich
Unter den Blumen,
Im Arme der Götter wuchs ich groß.

Selbst dann, als ihn trübe Klostermauern recht wie ein Gefängnis umschlossen; — war nicht das Theologiestudium in den Klöstern und im Stift, in jenen noch stark katholisch angehauchten Formen eines seltsamen lutherischen Spätbarocks, eindringlicheres Schicksal, Berührung mit einer größeren, geschlosseneren Welt als die Jünglingsjahre des verwöhnten Frankfurter Bürgersohns und faulen Juristen? Dann trug Goethe sein Leben in eine äußere Laufbahn, die allein schon die Augen auf ihn zog, Achtung gebot; er war beinahe der Regent eines unserer Duodezstaaten, ein Geschick, das ihm Reichtum der Bildungsnotwen-

digkeiten, der Allseitigkeit bot, aber nichts Einfaches, Eindringliches. Hölderlin, dem sich auch zuerst das Leben voll und liebend zu öffnen schien, als er schwankend unter ihrer tätigen Kraft vor Schiller und Fichte stand, war es dann beschieden, zwischen der bittern Not eines, der sein Brot nicht verdienen kann, den Seinen zur Last fällt, und dem nicht viel von Dienstboten unterschiedenen Los des Hauslehrers ruhelos hin und her zu irren. Aber dieses jämmerliche Elend hat ihn groß ins eigene Herz zurückgeworfen, wo er sich bewußt war, nichts zu sein als der Dichter, der mit den Göttern redet, durch den die Himmlischen sprechen. Wie ein reicher Kranz ist bis ins Greisenalter hinein die Liebe um Goethes Weg gewunden. Was ist das neben dem einzigen Erleben Hölderlins, das seine Welt begründet hat, seine Berufung besiegelt, seine Wirrnis geschlichtet hat, aus dem heraus in dem kurzen graden Hinströmen von sieben Jahren sein ganzes Schicksal sich erfüllt; das ihm das unzerstörbare Bewußtsein der Ewigkeit, der Göttlichkeit gab:

„Sind doch wir's, und wüßten sie noch in kommenden Tagen
Von uns beiden wenn einst wieder der Genius gilt
Sprächen sie: ihr schufet euch einst ihr Einsamen liebend
Nur von Göttern gekannt eure geheimere Welt.
Denn die Sterbliches nur besorgt, hinab in den Orkus
Sank die Menge, doch sie fanden zu Göttern die Bahn."

Die Tragik in Goethes Leben ist so gebrochen, gemildert, verdeckt, daß die meisten ganz übersehen, wie furchtbar es ist, in einsamer Göttlichkeit, selbst-genugsamer Vollendung, als Olympier verehrt von Zwergen, in den Wichtigkeiten einer Thüringischen Kleinstadt dahinzualtern, ohne e i n e n Ebenbürtigen, mit dem er Wort und Blick tauschen könnte, ohne Einen, in dem er seine Saat voll blühen fände, einzig von dem kalten, ungreifbaren Glücke

belohnt, durch sein Leben das Dasein des ganzen Volkes näher ans Licht zu heben. Und sich da zu sagen, daß man im Leben keinen Tag ganz glücklich war. Hölderlins nicht unverwandte Tragik hat ihn groß, deutlich, erschütternd, nach eingeborener Notwendigkeit in vierzig Jahre langen Wahnsinn gehüllt, altern lassen, wo er fern von den Menschen lebte, die er mit zeremoniöser Höflichkeit sich vom Leibe hielt, gebrochenen Willens und Weltempfindens den Wohllaut seines Lebens in ziellosen Rhythmen ausklingen und verrauschen ließ. In dieses heilige, von Göttern geschlagen, zerschmettert sein, in die graue Aschenruhe des rasch ausgebrannten Lebens schimmert noch von ferne der Glanz der Jugend mit ihrem grenzenlos göttlichen, ungeteilt ganzen Schmerz und Glück bis in die rührenden Verse des beinah Shakespearisch Wahnsinnigen hinein:

Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen
Der Jugend Freuden sind, wie lang! wie lang! verflossen
April und Mai und Julius sind ferne,
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne.

In seinem Wenigen alles ganz in ungespaltener, ungemilderter Wucht bis ins Äußerste durchzuleben, das ist der Reichtum Hölderlins.

Diesem Verhältnis der Lebenslose entspricht das dichterische Dasein der beiden. Goethe gleichsam nur deshalb Dichter, weil seine menschliche Fülle und Glut irgendwo schaffend und gestaltend werden mußte, sein Werk Teil und Träger seines menschlichen Seins; Hölderlin nur Dichter, nichts als Dichter; sein Werk einziger Sinn seines Daseins, wie Blüte zu tragen einziger Sinn der dunkeln Wurzel ist. Ganz das gleiche sah Bettina von Arnim, die letzte, in der noch unruhige Tiefe der Romantik flackerte, als sie die unendlich tiefe und zarte Unterscheidung traf: Goethes Sprache danke ihren Reiz der unangetasteten Innig-

keit seines Gefühles, Hölderlin aber habe sich die Sprache selber mit ihrem Leibe, wie eine Geliebte hingegeben.

Wir lärmgeweckten Weltbürger und Weltträumer bemerken jetzt — was uns ja vorher auch schon zuweilen aufstieß — welche Bedeutung denn doch die Nation oder Stammesgemeinschaft hat und, wenn wir den eigentlichen Träger dieses Begriffes suchen: es ist nicht Abstammung, es ist nicht Staat, wir kommen immer wieder auf die S p r a c h e. Sprache ist Seele des Volkes, Grenze des Volkes, Kern des Volkes. Man hat jetzt oft darauf hingewiesen, wie tiefgestaltend in uns gleichübertünchte Europäer die Muttersprache eingreift, sofern wir eine solche haben; ich erinnere an Chamberlains bekannte Erneuerung der Fichteschen Gedanken über deutsche Sprache. Das Barometer, an dem wir den Zustand der Sprache ablesen können, ist glücklicherweise nicht der statistische Durchschnitt — sonst stünd' es schlecht um uns — sondern das Dasein oder Nichtvorhandensein eines lebendigen bildsamen Kernes, eines Kernes, in dem die Sprache noch im Flusse beweglich ist, fähig dem notwendigen Lebensvorgang, dem Reifen und Altern sich zu geben. Eines Kernes, dessen Entwicklung allmählich das Ganze der Sprache folgt, bis in die Worte des Taglöhners und bis in die trockene Rinde des Papier- und Zeitungsdeutsch hinein. (Wir lesen z. B. heute als selbstverständlich in jeder Zeitungsnummer Worte und Wendungen, die seinerzeit als unmögliche Neuerungen Klopstocks beschrieen worden sind.)

Verwalter dieses wertvollsten Volksgutes ist also in erster Reihe der Dichter. Und da ich schon das Wort „Volk Hölderlins" in die Mitte dieses Vortrags gestellt habe, versuch ich die Paradoxie des Ausdrucks zu mildern, indem ich andeute, warum ich Hölderlin den deutschesten Dichter nenne und für die Deutschheit höchstens noch als Gegenpol im Weichen und Liedhaften Eichendorff oder das wirkliche Volkslied neben ihn stellen

möchte. Den deutschesten Dichter ganz unbeschadet dessen, daß er mit Recht als der griechischeste gilt. (Ich lese einige Sätze aus einer Vorrede, vgl. B. IV, S. XII.) „Wenn seit Jahrhunderten (seit wir einer Renaissancewelt angehören) alle Stämme Europas dem Bilde sich nachbilden, das in der griechischen Menschheit ihnen deutlicher und deutlicher sichtbar ward, Hölderlin hat nicht bloß erreicht, daß der Traum von Hellas unverlierbarer als je Vorrecht der Deutschen wurde, sondern weiter, daß heute allein von allen die deutsche Sprache den Alten sich vergleichen darf an Wucht, Nüchternheit und heiligem Pathos, unmittelbarem Bild, Ton, Stoß, Sprache werden des Geschauten (Verkörperung in Wort und Wortgefüge, nicht Darstellung oder Beschreibung durch Wörter — und was wäre sonst Aufgabe der deutschen Sprache, die an leichter, geselliger Bestimmtheit, anmutiger Beweglichkeit und an Süßigkeit des Klanges nie den romanischen Schwestern gleichkommen wird?). Nicht etwa, daß er geschickter als ein Anderer die Weise der Griechen nachgeahmt hätte, er durfte, was Herders Einsicht geahnt haben mag, sagen und tun: „seit den Griechen wieder anfangen, vaterländisch und natürlich, eigentlich originell zu singen; in eben dem Maße deutsch zu sein wie die Griechen griechisch waren.“ Dieses vaterländisch Werden ist nur die gerade Folge seines griechisch Seins; er weiß: niemals war er seiner Sehnsucht, jenen Göttermenschen gleich und ebenbürtig zu sein, so nahe wie nun, da er einsieht, „daß wir nicht wohl etwas gleich mit ihnen haben dürfen“; nie hat er so ganz in griechischer Dichtung gelebt wie damals.

Ich kann hier nur behaupten. Zur Begründung will ich Sie mit einer ästhetischen Abhandlung gänzlich verschonen. Will Ihnen nur ein paar Stellen anführen, die mir zu belegen scheinen, daß Hölderlin die Möglichkeiten unserer Sprache bis auf das äußerste Maß ausgenutzt hat, das wir kennen. Aufs äußerste Maß und in der selbstän-

digsten Weise, ganz aus ihrer Art, ihrer Wucht, ihren Mitteln heraus.

Nur eine Bemerkung vorher. Wenn die Deutschen die größten Dichter der letzten zwei Jahrhunderte erzeugt haben, so sind sie dafür die schlechtesten Leser dieser Dichter; immer geneigt, das Gedicht mit seinem Stoff oder seinen Gedanken zu verwechseln, eine Torheit, die wir in der bildenden Kunst glücklich losgeworden sind, die aber in der Dichtung weiterherrscht, schon weil fast niemand ein Gedicht so lesen kann oder mag, daß die sprachliche Gestalt, Rhythmus und Wohlklang, zur Geltung kommt. Wenn man die Verse Hölderlins in Prosa auflöst, kann man unmöglich eine Ahnung seiner dichterischen Kraft bekommen, so wenig, wie wenn man Gemälde aus einer Beschreibung kennen lernte. Ich lese Ihnen jetzt absichtlich keine größeren Zusammenhänge, nur herausgegriffene Stellen, die Ihnen einzig einen Eindruck von der sprachlichen und bildnerischen Gestaltungskraft geben sollen.

Hören Sie den satten, dunklen, reichen Ton dieses Gedichtschlusses?

Und sieh! aus Freude sagen wir von Sorgen;
Wie dunkler Wein, erfreut auch ernster Sang;
Das Fest verhallt, und jedes gehet morgen
Auf schmaler Erde seinen Gang.

(S. 52 „An Landauer“ letzte Strophe.)

Die ernste, gehaltene Leichtigkeit, die wir nur bei den Griechen suchten?

Nimm nun ein Roß, und harnische dich und nimm
Den leichten Speer, o Knabe! Die Wahrsagung
Zerreißt nicht, und umsonst nicht wartet,
Bis sie erscheinet, Herakles Rükkehr.

(S. 67 „Chiron“ letzte Strophe.)

Die Wucht in der Schilderung der Propheten:

Auch eurer denken wir, ihr Thale des Kaukasos,
So alt ihr seid, ihr Paradiese dort
Und Deiner Patriarchen und deiner Propheten,
O Asia, deiner starken, o Mutter!
Die furchtlos vor den Zeichen der Welt,
Und den Himmel auf Schultern und alles Schiksaal,
Taglang auf Bergen gewurzelt,
Zuerst es verstanden,
Allein zu reden
Zu Gott. Die ruhn nun. Aber wenn ihr
Und diß ist zu sagen,
Ihr Alten all, nicht sagtet, woher?
Wir nennen Dich, heiliggenöthiget, nennen,
Natur! dich wir, und neu, wie dem Bad entsteigt
Dir alles Göttlichgeborne.

(S. 160 „Am Quell der Donau", V. 53—67.)

Aus der Oedipus-Übersetzung eine Einzelrede. Die wunderbar vornehme Haltung der Jokasta in ihrer Zwiespältigkeit, da Oedipus sie, die den Gott gehöhnt hat, heraussendet ihm Spenden darzubringen:

Ihr Könige des Landes, der Gedanke kam mir,
Zu gehen in der Dämonen Tempel, hier
Zu nehmen Kronen in die Hand und Rauchwerk.
Denn aufwärts bieget Oedipus den Muth
In mannigfacher Quaal, nicht, wie ein Mann,
Besonnen, deutet er aus Altem Neues.
Sein Wort ist aber, mag er Furcht aussprechen,
Daß ich, zum Ende, weiter nichts mehr thun,
Zu dir, o Lycischer Apollon, aber,
Denn sehr nah bist du, knieend kommen soll
Mit diesen Huldigungen, daß du uns
Ein eilig rettend Mittel senden mögest.

Denn all jetzt fürchten wir, betroffen ihn
Erblickend, gleich dem Steuermann des Schiffes.

(Bd. V, S. 141.)

Die Qual des Oedipus, sein Klaggesang, da er sich selbst geblendet hat, eine Lieblingsstelle der Bettine:

Oedipus

Weh! Weh! Weh! Weh!
Ach! ich Unglücklicher! Wohin auf Erden
Werd' ich getragen, ich Leidender?
Wo breitet sich um und bringt mich die Stimme?
Io! Dämon! wo reißest du hin?

Chor

In Gewaltiges, unerhört, unsichtbar.

Oedipus

Io! Nachtwolke mein! Du furchtbare,
Umwogend, unaussprechlich, unbezähmt,
Unüberwältiget! o mir! o mir!
Wie fährt in mich zugleich
Mit diesen Stacheln
Ein Treiben und Erinnerung der Übel!

(Bd. V, S. 161.)

Das gewaltige Einsetzen von Gedichten:

Ein Zeichen sind wir, deutungslos
Schmerzlos sind wir und haben fast
Die Sprache in der Fremde verloren.

(S. 225 Mnemosyne.)

Voll Güt' ist; keiner aber fasset
Allein Gott.
Wo aber Gefahr ist, wächst
Das Rettende auch.

Im Finstern wohnen
Die Adler, und furchtlos gehn
Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg
Auf leichtgebaueten Brüken.
Drum da gehäuft sind rings, um Klarheit,
Die Gipfel der Zeit,
Und die Liebsten nahe wohnen, ermattend auf
Getrenntesten Bergen,
So gieb unschuldig Wasser,
O Fittige gieb uns, treuesten Sinns
Hinüberzugehen und wiederzukehren.
(S. 227 Patmos.)

Die Landschaftsbilder: der Rhein, der unaufhaltsam von den Bergen stürzt:

Drum ist ein Jauchzen sein Wort.
Nicht liebt er, wie andere Kinder,
In Wikelbanden zu weinen;
Denn wo die Ufer zuerst
An die Seit' ihm schleichen, die krummen,
Und durstig umwindend ihn,
Den Unbedachten, zu ziehn
Und wohl zu behüten begehren
Im eigenen Zahne, lachend
Zerreißt er die Schlangen und stürzt
Mit der Beut' und wenn in der Eil'
Ein Größerer ihn nicht zähmt,
Ihn wachsen läßt, wie der Bliz, muß er .
Die Erde spalten, und wie Bezauberte fliehn
Die Wälder ihm nach und zusammensinkend die Berge.
(S. 174 „Der Rhein", V. 62—75.)

Die Schilderung der Heimat:

Glückseelig Suevien, meine Mutter,
Auch du, der glänzenderen, der Schwester

Lambarda drüben gleich,
Von hundert Bächen durchflossen!
Und Bäume genug, weißblühend und rötlich,
Und dunklere, wild, tiefgrünenden Laubs voll,
Und Alpengebirg der Schweiz auch überschattet,
Benachbartes dich; denn nah dem Heerde des Haußes
Wohnst du, und hörst, wie drinnen
Aus silbernen Opferschaalen
Der Quell rauscht, ausgeschüttet
Von reinen Händen, wenn berührt
Von warmen Stralen
Krystallenes Eis und umgestürzt
Vom leichtanregenden Lichte
Der schneeige Gipfel übergießt die Erde
Mit reinestem Wasser. Darum ist
Dir angeboren die Treue. Schwer verläßt
Was nahe dem Ursprung wohnet, den Ort.
Und deine Kinder, die Städte,
Am weithindämmernden See,
An Nekars Weiden, am Rheine,
Sie alle meinen, es wäre
Sonst nirgend besser zu wohnen.

(S. 167 „Wanderung".)

Das obere Donautal, die deutscheste Landschaft:

Man nennet aber diesen den Ister.
Schön wohnt er. Es brennet der Säulen Laub,
Und reget sich. Wild stehn
Sie aufgerichtet, untereinander; darob
Ein zweites Maas, springt vor
Von Felsen das Dach. So wundert
Mich nicht, daß er
Den Herkules zu Gaste geladen,
Fernglänzend, am Olympos drunten,

Da der, sich Schatten zu suchen
Vom heißen Isthmos kam,
Denn voll des Muthes waren
Daselbst sie, es bedarf aber, der Geister wegen,
Der Kühlung auch. Darum zog jener lieber
An die Wasserquellen hieher und gelben Ufer,
Hoch duftend oben, und schwarz
Vom Fichtenwald, wo in den Tiefen
Ein Jäger gern lustwandelt
Mittags, und Wachstum hörbar ist
An harzigen Bäumen des Isters.

(S. 220 „Der Ister".)

Ich weiß nicht, ob diese wenigen abgerissenen Fetzen eine Ahnung vermitteln können von der Gestaltungskraft, mit der Hölderlin den Reichtum unserer Sprache verwaltet. Nur die ganzen Gedichte können einen Eindruck gewähren vom Aufbau, von der strengdurchdachten Gesetzlichkeit der reinen Form, wie sie sonst bei uns von Dichtern kaum geahnt, nur von Musikern in ihrer Kunst zu beachten versucht wurde. Das eigentliche Geheimnis — wenn ich es verraten soll — der Hölderlinischen Sprache, der Grund, warum kaum etwas anderes Neuzeitliches diese Daseinsfülle hat, wie wir sie sonst nur von Überresten des Altertums kennen, der Grund ist, daß Hölderlins Sprache nicht von der Sehnsucht nach dem Göttlichen, sondern vom Gefühl seiner Gegenwart erfüllt ist; deshalb darf sie sich auch christlichen Gegenständen ganz hingeben und mutet doch wie ein voralexandrinisches Denkmal an verglichen mit den Versuchen anderer, ganz griechisch zu sein.

Ich habe bisher einleitend über Hölderlin gesprochen, nun will ich Hölderlin selbst reden lassen. Ich will zuerst zeigen, wie er Amt und Beruf des Dichters überhaupt auffaßte, und dann verfolgen, wie er als solcher Dichter zu

dem deutschen Volk, unter dem er lebte, sich verhalten hat.

Seine Auffassung des Dichterberufes ist durchaus r e l i g i ö s. Er ist Vermittler zwischen dem Göttlichen und den Menschen. Und ist als solcher gerade jetzt, da eine Weltenwende sich vorbereitet — die Napoleonischen Kriege brausen über die Erde, alles Alte wankt — er ist in dieser Zeitwende bestimmt, nach dem Schweigen einer langen Weltnacht die Stimme der Götter wieder laut werden zu lassen. So wie im Halbgott Bacchos, dem Sohn der irdischen Semele und des in Gewitterherrlichkeit sich offenbarenden Zeus, Göttliches und Menschliches, wie in der Traube des Bacchos Sonne und Erde sich mischt, so fließt in der Dichtung Göttliches und Menschliches ineinander. Aus diesen Gedanken entstand — im Sommer 1800 — eine Hymne, die wir „An die Dichter" überschreiben dürfen:

WIE WENN AM FEIERTAGE . . . (S. 151)

Wie wenn am Feiertage, das Feld zu sehn
Ein Landmann geht, des Morgens, wenn
Aus heißer Nacht die kühlenden Blize fielen
Die ganze Zeit und fern noch tönet der Donner,
In sein Gestade wieder tritt der Strom,
Und frisch der Boden grünt
Und von des Himmels erfreuendem Reegen
Der Weinstock trauft und glänzend
In stiller Sonne stehn die Bäume des Haines:

So steht ihr unter günstiger Witterung
Ihr die kein Meister allein, die wunderbar
Allgegenwärtig erziehet in leichtem Umfangen
Die mächtige, die göttlichschöne Natur.

Drum wenn zu schlafen sie scheint zu Zeiten des Jahrs
Am Himmel oder unter den Pflanzen oder den Völkern,
So trauert der Dichter Angesicht auch,
Sie scheinen allein zu seyn, doch ahnen sie immer.
Denn ahnend ruhet sie selbst auch.

Jezt aber tagts! Ich harrt und sah es kommen,
Und was ich sah, das Heilige sei mein Wort.
Denn sie, sie selbst, die älter denn die Zeiten
Und über die Götter des Abends und Orients ist,
Die Natur ist jezt mit Waffenklang erwacht,
Und hoch vom Aether bis zum Abgrund nieder
Nach vestem Geseze, wie einst, aus heiligem Chaos gezeugt,
Fühlt neu die Begeisterung sich,
Die Allerschaffende wieder.

Und wie im Aug' ein Feuer dem Manne glänzt,
Wenn hohes er entwarf; so ist
Von neuem Zeichen, den Thaten der Welt jezt
Ein Feuer angezündet in der Seele der Dichter.
Und was zuvor geschah, doch kaum gefühlt,
Ist offenbar erst jezt,
Und die uns lächelnd den Aker gebaut,
In Knechtgestalt, sie sind bekannt, die
Allebendigen, die Kräfte der Götter.

Erfragst du sie? im Liede wehet ihr Geist,
Wenn es von Sonn' des Tags und warmer Erd
Entwächst, und Wettern, in der Luft, und andern
Die vorbereiteter in Tiefen der Zeit
Und deutungsvoller, und vernehmlicher uns
Hinwandeln zwischen Himmel und Erd
und unter den Völkern.
Des gemeinsamen Geistes Gedanken sind
Still endend in der Seele des Dichters.

Daß schnellbetroffen sie, Unendlichem
Bekannt seit langer Zeit, von Erinnerung
Erbebt, und ihr, von heilgem Stral entzündet,
Die Frucht in Liebe geboren, der Götter und Menschen Werk
Der Gesang, damit er von beiden zeuge, glükt.
So fiel, wie Dichter sagen, da sie sichtbar
Den Gott zu sehen begehrte, sein Bliz auf Semeles Haus
Und die göttlichgetroffne gebahr,
Die Frucht des Gewitters, den heiligen Bacchus.

Und daher trinken himmlisches Feuer jezt
Die Erdensöhne ohne Gefahr.
Doch uns gebührt es, unter Gottes Gewittern,
Ihr Dichter! mit entblößtem Haupte zu stehen,
Des Vaters Stral, ihn selbst, mit eigner Hand
Zu fassen und dem Volk ins Lied
Gehüllt die himmlische Gaabe zu reichen.
Denn sind nur reinen Herzens,
Wie Kinder, wir, sind schuldlos unsere Hände,
Des Vaters Stral, der reine versengt es nicht
Und tieferschüttert, eines Gottes Leiden
Mitleidend, bleibt das ewige Herz doch fest.

Der Dichter ist Stimme Gottes, welche ohne den Gesang „unaussprechlich wär und einsam in seinem Dunkel umsonst". Der Dichter ist Seher, der über seine Zeit hinausschaut, die Zukunft verkündet und heraufbeschwört:

„Vor der Zeit! ist Beruf der heiligen Sänger und also
Dienen und wandeln sie großem Geschike voraus."

Im besondern: aus der Nacht, die auf den Sonnentag des griechisch-römischen Altertums folgte, der Nacht, der notwendigen Ruhezeit, die Christus der letzte der antiken

Götter verkündet, eingeleitet und gesegnet hat, aus dieser Nacht eine neue Einkehr der Götter auf Erden vorbereitet.

Über die Einsamkeit und Not, die aus diesem der eigenen Zeit Voraus-sein folgt, und den Trost dafür spricht das Gedicht: „Rousseau“. Rousseau ist für Hölderlin der Genius, besonders der einsame Seher, *κατ ἐξοχην* und damit Träger seiner eigenen Empfindungen, beinahe nur ein anderer Name für: Hölderlin. Nachdem die ersten Strophen die Einsamkeit des Vorausgeeilten schilderten, sagt der noch sehr entwurfsmäßige zweite Teil: die vom Seher erschaute selige Zukunft erscheint ihm als ganz einheitlich, der ganze Überfluß des Lebens erlöst und zu E i n e m Fest vereint; wenn ihm dagegen seine Zeit und sein Leben in ihr arm und traurig erscheint, so ist es, weil er in ihr Frucht tragen muß, wie der Baum im ganzen Zusammenhang des Lebens — aber ohne ihn und damit sein Geschick zu verstehen — verblühen und dürr werden muß, um die Frucht hervorzubringen — durch das Leid seines Lebens erkauft; aber der Seher auch eine Frucht, die so gut Glück ist, wie es das Leben in einer besseren Zukunft wäre: das Göttliche in ferner Urzeit zu erkennen, die Wiederkehr des Unvergänglichen zu verkünden und herbeizuführen.

ROUSSEAU (S. 134)

Zu eng begränzt ist unsere Tageszeit
Wir sind und sehn und staunen, schon Abend ists,
Wir schlafen und vorüberziehn wie
Sterne die Jahre der Völker alle.

Und mancher übersiehet die eigne Zeit
Ihm zeigt ein Gott ins Freie, doch sehnend stehst
Am Ufer du ein Ärgerniß den
Deinen, ein Schatten, und liebst sie nimmer.

Und jene, die du nennst, die Verheißenen
Wo sind die Neuen, daß du an Freundeshand
Erwarmst, wo nahn sie, daß du einmal
Einsame Rede vernehmlich werdest.

Klanglos ists, armer Mann, in der Halle dir,
Und gleich den Unbegrabenen irrest du
Unstät und suchest Ruh' und niemand
Weiß den beschiedenen Weg zu weisen.

Helle Morgen und ihr Stunden der Nacht, wie oft
Wenn er ihn sah, den Wagen deines Triumphs,
— — und die Beute gesehn
Und die Wilden in goldenen Ketten,

Und es sangen die Priester des Friedens
Dem liebenden Volk und seinem
Genius Wonnegesang! in den Hainen
des Frühlings! — —

Sei denn zufrieden! der Baum entwächst
Dem heimatlichen Boden, aber es sinken ihm
Die liebenden, die jugendlichen
Arme, und trauernd neigt er sein Haupt.

Des Lebens Überfluß, das Unendliche,
Das um ihn — — und dämmert, er faßt es nie.
Doch lebts in ihm und gegenwärtig,
Wärmend und wirkend, die Frucht entquillt ihm.

Du hast gelebt! — — auch du, auch dir
Erfreuet die ferne Sonne dein Haupt
Und Stralen aus der schönern Zeit
Haben die Boten dein Herz gefunden.

Vernommen hast du sie, verstanden die Sprache der
Fremdlinge,
Gedeutet ihr Seele! Dem Sehnenden war

Der Wink genug, und Winke sind
Von Alters her die Sprache der Götter.

Und wunderbar, als hätte von Anbeginn
Des Menschen Geist das Werden und Wirken all
Die alte Weise des Lebens schon erfahren,

Kennt er im ersten Zeichen Vollendetes schon,
Und fliegt, der kühne Geist, wie Adler den
Gewittern, weissagend seinen
Kommenden Göttern voraus — —

Dieses Erkennen und Heraufführen des Göttlichen geschieht durch Namengeben, Namenfinden, Nennen (das Wort kehrt immer wieder). Die Aufgabe des deutschen Dichters ist also vor allem den Genius Deutschlands herzubeschwören, für den guten Geist des Vaterlands Namen, Worte zu finden, wenn sein Herz rein genug, sein Geist nüchtern, unberauscht genug ist, um das zu dürfen. Das spricht ein unvollendeter Entwurf aus. Solang der Dichter sich noch trüb, berauscht fühlt, kann er sich nicht genug tun bei dieser Aufgabe:

DEUTSCHER GESANG (S. 243)

Wenn der Morgen trunken begeisternd heraufgeht
Und der Vogel sein Lied beginnt,
Und Stralen der Strom wirft, und rascher hinab
Die rauhe Bahn geht über den Fels,
Weil ihn die Sonne gewärmet.

Und der
Verlangend in anderes Land
Die Jünglinge

Und das Thor erwacht und der Marktplaz,
Und von heiligen Flammen des Heerds
Der röthliche Duft steigt, dann schweigt er allein,
Dann hält er still im Busen das Herz,
Und sinnt in einsamer Halle.

Doch wenn

dann sizt im tiefen Schatten,
Wenn über dem Haupt die Ulme säuselt,
Am kühlathmenden Bache der deutsche Dichter
Und singt, wenn er des heilignüchternen Wassers
Genug getrunken, fernhin lauschend in die Stille,
Den Seelengesang.
Und noch, noch ist des Geistes zu voll.
Und die reine Seele

Bis zürnend er

Und es glüht ihm die Wange vor Schaam,
Unheilig jeder Laut des Gesangs.
Doch lächeln über des Mannes Einfalt
Die Gestirne, wenn vom Orient her
Weissagend über den Bergen unseres Volks
Sie verweilen
Und wie des Vaters Hand ihm über den Loken geruht,
In Tagen der Kindheit,
So krönet, daß er schaudernd es fühlt
Ein Seegen das Haupt des Sängers,
Wenn dich, der du
Um deiner Schöne willen, bis heute,
Nahmlos geblieben, o göttlichster!
O guter Geist des Vaterlands
Sein Wort im Liede dich nennet.

So steht der Dichter rein, hell, gotterfüllt vor der noch nächtlich chaotischen, dürren, vertrockneten Welt, um

das unsterbliche göttliche Leben zu erhalten und neu zu entfachen. Diese Gegenwelt schildert ein anderes Bruchstück — so unvollendete Andeutungen es nur sind — mit unglaublicher Wucht:

NEUE WELT (Bruchstück 11, S. 245)

und es hängt, ein ehern Gewölbe der Himmel über uns, es lähmt Fluch die Glieder der Menschen, und die erfreuenden Gaaben der Erde sind, wie Spreu, es spottet unser, mit ihren Geschenken die Mutter und alles ist Schein —

O wann, wann
schon öffnet sich
die Fluth über die Dürre

Aber wo ist er?
daß er beschwöre den lebendigen Geist

So das Leben des verborgenen Glutkerns der Deutschen nährend, sein reicheres Durchbrechen ahnend, hoffend, verkündend, nur Verkünder, nicht — auch nicht in seinen geheimsten Gedanken — Bringer der Erfüllung, so steht Hölderlin unbekannt verborgen in seinem Volke.

Der Zusammenstoß dieses Dichters mit diesem deutschen Volk, das damals nicht viel anders war wie heute, das Volk, unter dem wir Geld verdienen, essen und schlafen — enger bestimmt der Durchschnitt der Gebildeten — dieser Zusammenstoß mußte hart sein: schmerzlich für den Dichter, wenig ehrenvoll für Deutschland. Sein Ausdruck ist die berühmte Strafrede des Hyperion. Achim von Arnim nennt sie „die schreckliche Beschreibung der Deutschen, die gewiß ihm selbst noch weher getan hat als den Lesern, denn er hatte es erlebt und dieser Zorn ist eben ein heller Widerschein seiner glühenden Liebe für das unglückliche Vaterland.“ Diese Rede ist die einfachste Probe, ob einer

Hölderlin von innen heraus versteht oder nur durch Schönheiten angelockt von außen an ihm herumtastet. Wer diese Rede bedauert, zu mildern, zu entschuldigen sucht, der versteht Hölderlin nicht von innen heraus. So lautet der Brief:

HYPERION AN BELLARMIN

„So kam ich unter die Deutschen. Ich foderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demüthig kam ich, wie der heimathlose blinde Oedipus zum Thore von Athen, wo ihn der Götterhain empfieng, und schöne Seelen ihm begegneten — Wie anders gieng es mir!

Barbaren von Alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung und der Ärmlichkeit belaidigend für jede gutgeartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das. mein Bellarmin! waren meine Tröster.

Es ist ein hartes Wort und dennoch sag' ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrissner wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesezte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstükelt untereinander liegen, indessen das vergossne Lebensblut im Sande zerrinnt?

Ein jeder treibt das Seine, wirst du sagen, und ich sag' es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht jede Kraft in sich erstiken, wenn sie nicht gerade sich zu seinem Titel paßt, muß nicht mit dieser kargen Angst, buchstäblich heuchlerisch das, was er heißt, nur

seyn, mit Ernst, mit Liebe muß er das seyn, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Thun, und ist er in ein Fach gedrükt, wo gar der Geist nicht leben darf, so stoß' ers mit Verachtung weg und lerne pflügen! Deine Deutschen aber bleiben gerne beim Nothwendigsten, und darum ist bei ihnen auch so viele Stümperarbeit und so wenig Freies, Ächterfreuliches. Doch das wäre zu verschmerzen, müßten solche Menschen nur nicht fühllos seyn für alles schöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlassnen Unnatur auf solchem Volke. —

Die Tugenden der Alten sei'n nur glänzende Fehler, sagt' einmal, ich weiß nicht, welche böse Zunge; und es sind doch selber ihre Fehler Tugenden, denn da noch lebt ein kindlicher, ein schöner Geist, und ohne Seele war von allem, was sie thaten, nichts gethan. Die Tugenden der Deutschen aber sind ein glänzend Übel und nichts weiter; denn Nothwerk sind sie nur, aus feiger Angst, mit Sclavenmühe, dem wüsten Herzen abgedrungen, und lassen trostlos jede reine Seele, die von Schönem gern sich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zusammenklang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der schreiend ist in all der todten Ordnung dieser Menschen.

Ich sage dir: es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt ist bei diesem Volk, und was selbst unter Wilden göttlichrein sich meist erhält, das treiben diese allberechnenden Barbaren, wie man so ein Handwerk treibt, und können es nicht anders, denn wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet ist, da dient es seinem Zwek, da sucht es seinen Nuzen, es schwärmt nicht mehr, bewahre Gott! es bleibt gesezt, und wenn es feiert und wenn es liebt und wenn es betet und selber, wenn des Frühlings holdes Fest, wenn die Versöhnungszeit der Welt die Sorgen alle löst, und Unschuld zaubert in ein schuldig Herz, wenn von der Sonne warmem Strale berauscht, der Sclave seine Ketten froh vergißt und,

von der gottbeseelten Luft besänftigt, die Menschenfeinde friedlich, wie die Kinder, sind — wenn selbst die Raupe sich beflügelt und die Biene schwärmt, so bleibt der Deutsche doch in seinem Fach' und kümmert sich nicht viel ums Wetter.

Aber du wirst richten, heilige Natur! Denn, wenn sie nur bescheiden wären, diese Menschen, zum Geseze sich nicht machten für die Bessern unter ihnen! wenn sie nur nicht lästerten, was sie nicht sind, und möchten sie doch lästern, wenn sie nur das Göttliche nicht höhnten! —

Oder ist nicht göttlich, was ihr höhnt und seellos nennt? Ist besser, denn euer Geschwäz, die Luft nicht, die ihr trinkt? der Sonne Stralen, sind sie edler nicht, denn all ihr Klugen? der Erde Quellen, und der Morgenthau erfrischen euern Hain; könnt ihr auch das? ach! tödten könnt ihr, aber nicht lebendig machen, wenn es die Liebe nicht thut, die nicht von euch ist, die ihr nicht erfunden. Ihr sorgt und sinnt, dem Schiksaal zu entlaufen, und begreift es nicht, wenn eure Kinderkunst nichts hilft; indessen wandelt harmlos droben das Gestirn. Ihr entwürdiget, ihr zerreißt, wo sie euch duldet, die geduldige Natur, doch lebt sie fort, in unendlicher Jugend, und ihren Herbst und ihren Frühling könnt ihr nicht vertreiben, ihren Äther, den verderbt ihr nicht.

O göttlich muß sie seyn, weil ihr zerstören dürft, und dennoch sie nicht altert und troz euch schön das Schöne bleibt! —

Es ist auch herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und pflegen. Die Guten! Sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hause, sie sind so recht, wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlergestalt an seiner Thüre saß, indeß die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten: wer hat uns den Landläufer gebracht?

Voll Lieb' und Geist und Hoffnung wachsen seine Musenjünglinge dem deutschen Volk' heran; du siehst sie sieben Jahre später, und sie wandeln, wie die Schatten, still und kalt, sind, wie ein Boden, den der Feind mit Salz besäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt; und wenn sie sprechen, wehe dem! der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünsten den Verzweiflungskampf nur sieht, den ihr gestörter schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat.

Es ist auf Erden alles unvollkommen, ist das alte Lied der Deutschen. Wenn doch einmal diesen Gottverlassnen einer sagte, daß bei ihnen nur so unvollkommen alles ist, weil sie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetastet lassen mit den plumpen Händen, weil sie die Wurzel des Gedeihens, die göttliche Natur nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben schaal und sorgenschwer und übervoll von kalter stummer Zwietracht ist, weil sie den Genius verschmähn, der Kraft und Adel in ein menschlich Thun, und Heiterkeit ins Leiden und Lieb' und Brüderschaft den Städten und den Häusern bringt.

Und darum fürchten sie auch den Tod so sehr, und leiden, um des Austernlebens willen, alle Schmach, weil Höhers sie nicht kennen, als ihr Machwerk, daß sie sich gestoppelt.

O Bellarmin! wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht, wie Lebensluft, ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimath aller Menschen ist bei solchem Volk' und gerne mag der Fremde sich verweilen. Wo aber so belaidigt wird die göttliche Natur und ihr Künstler, ach! da ist des Lebens beste Lust hinweg, und jeder andre Stern ist besser, denn

die Erde. Wüster immer, öder werden da die Menschen, die doch alle schön geboren sind; der Knechtsinn wächst, mit ihm der große Muth, der Rausch wächst mit den Sorgen, und mit Üppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst; zum Fluche wird der Seegen jedes Jahrs und alle Götter fliehn.

Und wehe dem Fremdling, der aus Liebe wandert, und zu solchem Volke kömmt, und dreifach wehe dem, der, so wie ich, von großem Schmerz getrieben, ein Bettler meiner Art, zu solchem Volke kömmt! —

Genug! du kennst mich, wirst es gut aufnehmen, Bellarmin! Ich sprach in deinem Nhamen auch, ich sprach für alle, die in diesem Lande sind und leiden, wie ich dort gelitten.

Ja, er sprach für jeden der wahrhaft großen Deutschen, die alle leiden wie er gelitten hat unter der Doppelgesichtigkeit des Volkes, dessen innerer Kern jeden ebenso überwältigt und zur Liebe zwingt, wie in der äußern Schicht etwas ist, das jeden abgestoßen und beleidigt hat.

Aber, sagt man, später hat er wundervolle Worte des Lobes gefunden für eben dieses Vaterland? — nein! nicht für d i e s e s Vaterland, nicht für die ewig ungestalte, nie ganz vom Kern durchglühte und geschmolzene Außenfläche, er spricht jetzt zu dem innersten Feuer des Deutschtums, das sich keusch und schüchtern in dem Schlackenwust verbirgt. Der „Gesang des Deutschen" nennt einige Zeichen, die künden, daß das geheime Deutschland noch lebt:

An deinen Strömen gieng ich und dachte dich,
Indeß die Töne schüchtern die Nachtigall
Auf schwanker Weide sang und still auf
Dämmerndem Grunde die Sonne weilte.

Und an den Ufern sah ich die Städte blühn,
Die Edeln, wo der Fleiß in der Werkstatt schweigt,
Die Wissenschaft, wo deine Sonne
Milde dem Künstler zum Ernste leuchtet.

(S. 129, V. 17—24.)

Er sieht Vorzeichen dafür, daß die Glut einmal vorbrechen wird, einmal, b a l d hofft er, das Ungestalte ganz in sich ziehen und formen wird:

Aber kommt, wie der Stral aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken vieleicht, geistig und reif die That?
Folgt die Frucht, wie des Haines
Dunklem Blatte, der stillen Schrift?

Und das Schweigen im Volk, ist es die Feier schon
Vor dem Feste? die Furcht, welche den Gott ansagt?
O, dann nimmt mich, ihr Lieben!
Daß ich büße die Lästerung.

(S. 132 „An die Deutschen", V. 5—12.)

Und so ist es, wenn er die Kraft findet zu dem großen Lobgesang und Weissagungshymnus „Germanien", nicht ein gutmütig schwächer-, versöhnlicher Werden, es ist einfach das Aufsteigen seiner Seele in eine Höhe, aus der das vorher Getadelte zu fern unter ihr liegt, als daß sie noch zu ihm sprechen könnte; es ist neue Bejahung auf höherer Stufe, als daß es die frühere Verneinung berühren könnte; es ist die gleiche — wenn man will die gleich einseitige — Bejahung, aus der heraus er zuerst — angeblich ein Romantiker — die Vergangenheit Athens, j e t z t eine deutsche Zukunft preist. So bleibt die Verehrung der älteren Götter ungemindert dieselbe, wenn er sich mit Christus versöhnt, ihn als den jüngsten und geliebtesten in ihrem Kreise begrüßt. Nicht sein Geschmack, sein Verstand bemerkt, daß da und dort und überall auch

etwas Gutes sei, sondern die Ahnungskraft einer ausschließlichen Liebe sagt seinem Herzen, daß das eine einzige Göttliche, dem er von Jugend an, da er es in einer vergangenen Menschheit sah, sich hingegeben, unsterblich sein muß, leben muß, wieder irdisches Dasein erlangen muß in Zukunft, in naher Zukunft, unter seinem Volke, das er ja nur schmäht, weil er es an dem Wunschbild seiner Liebe mißt. Da ist also in der Ausdehnung seines Gottesreiches auf so vieles Christliche, auf manches Zeitgenössische und auf eine immer näher und deutlicher erschaute Wiedergeburt nichts von „zerstreuender Kraft", im Gegenteil die ganze Stoßkraft der so lang in die Vorzeit verbannten Liebe erfüllt jetzt das Gesicht von der Heimkunft der Götter mit ihrer Wucht.

Ehe ich Ihnen nun den Hymnus Germanien vorlese, möchte ich nicht nur eine Erklärung vorherschicken, sondern sogar mir eine kleine Abschweifung erlauben. Wenn in der zweiten Strophe von den Schatten der Gewesenen die Rede ist, welche die Erde neu besuchen, so findet sich dazu eine so schön ausmalende Stelle, die uns zufällig aus einem Gespräch erhalten blieb, das er auf der Rückwanderung aus Frankreich 1802 mit einer alten Dame geführt hat: „Dies ist die Unsterblichkeit: Alles Gute, was wir schön denken, wird zu einem Genius, der uns nicht mehr verläßt und unsichtbar, aber in schönster Gestalt durchs ganze Leben begleitet, bis ans Grab. Von unserem Grabhügel aus nimmt er seinen Flug und gesellt sich zu den Heeren der Genien, die schon die Welt erfüllen und an ihrer Vollendung und Verklärung weiterbauen. Diese Genien sind Geburten oder wenn Sie wollen Teile unserer Seele, und in diesen Teilen ist sie allein unsterblich. Die großen Künstler haben uns in ihren Werken die Abbilder ihrer Genien hinterlassen, aber es sind nicht die Genien selbst. Es ist nur ihre Abspiegelung im Dunstkreis unserer Erde, wie sich die Sonne im See, nein

im Nebel, widerspiegelt. Die schönen Götter Griechenlands sind solche Abbilder der schönsten Gedanken eines ganzen Volkes. — So ist es mit der Unsterblichkeit beschaffen." Und auf die weitere Frage: Glauben Sie, daß Sie auf diese Weise unsterblich sind?: „Ich, ich, der vor Ihnen sitzt? Nein! Ich denke nicht mehr schön. Das Ich, das vor zehn Jahren mein war, das ist unsterblich — allerdings." Und sich besinnend, fügte er bestätigend hinzu: „Ja, allerdings, jenes Ich ist es." (Freya, Stuttgart 1861, S. 105.) Durch alle Entstellung der Wiedererzählung und der Übertragung aus fremder Sprache klingt hier unmittelbar und gerade eine Erklärung jener Vorstellungswelt.

Und nun zurück zu Germanien! Hölderlin hat sich entschieden der abendländischen Heimat zugewandt; so vieles in ihr die Hoffnung niederdrückt, er will das Göttliche, das er immer gesucht hat, nun noch in der Zukunft suchen. Die alten Götter sind tot, leben bloß noch in der Sage fort, aber um diese drängen sich ihre Schatten zusammen zu neuer Geburt. Dazu ist alles bereit, dem Seher öffnet sich weite Überschau über das Weltgeschehen, alle Götterzeichen reden, und nun kommt der alte, ewig jugendliche Bote des Höchsten, der Adler. Er sucht den Genius Germaniens — hat denn je einer so wahrhaft deutsch gesehen wie dieses schüchterne Märchenkind in Wald und blühendem Mohn versteckt? — und bringt dem Mädchen die göttliche Botschaft: da es in den Stürmen der Zeit unerschüttert, nur hoffend vom Höchsten geträumt hat, haben es die Himmlischen erkannt, als das Auserwählte, dem vor allen ihre Wiederkehr im Abendlande gilt. Die Botschaft gesagt, erzählt der Bote, wie er schon früher in ihrer Kindheit ihr ein Geschenk gebracht hat: die S p r a c h e, in der sie die ganze Fülle ihres Herzens auszudrücken vermag. Nun aber solle sie erwachen zum Anschauen des Geahnten und

das Geheimnis aussprechen — die Zeit will es; es ist erlaubt, es klar auszusprechen, doch immerhin in dichterischen Worten, die es nicht Ungeweihten preisgeben. Es ist nicht mehr das einfache Zauberwort des Empedokles, das Rousseau'sche: „Natur", sondern das vielfältige Aufleben dessen, was schon der Vorzeit für göttlich galt und das freilich mit der Verehrung der Natur zusammenhängt; das wird im Mittag der Weltgeschichte, zwischen der herrlichen Vergangenheit und der strahlenden Zukunft, die sich auftut, das priesterliche Mädchen beschwören und die alten Götter Erde und Äther sind wieder mit uns.

GERMANIEN (S. 181)

Nicht sie, die Seeligen, die erschienen sind,
Die Götterbilder in dem alten Lande,
Sie darf ich ja nicht rufen mehr, wenn aber
Ihr heimatlichen Wasser! jezt mit euch
Des Herzens Liebe klagt, was will es anders
Das Heiligtrauernde? Denn voll Erwartung liegt
Das Land und als in heißen Tagen
Herabgesenkt, umschattet heut
Ihr Sehnenden! uns ahnungsvoll ein Himmel.
Voll ist er von Verheißungen und scheint
Mir drohend auch, doch will ich bei ihm bleiben,
Und rückwärts soll die Seele mir nicht fliehn
Zu euch, Vergangene! die zu lieb mir sind.
Denn euer schönes Angesicht zu sehn,
Als wärs, wie sonst, ich fürcht' es, tödtlich ists
Und kaum erlaubt, Gestorbene zu weken.

Entflohene Götter! auch ihr, ihr gegenwärtigen, damals
Wahrhaftiger, ihr hattet eure Zeiten!
Nichts läugnen will ich hier und nichts erbitten.
Denn wenn es aus ist, und der Tag erloschen,
Wohl trifts den Priester erst, doch liebend folgt

Der Tempel und das Bild ihm auch und seine Sitte
Zum dunkeln Land und keines mag noch scheinen.
Nur als von Grabesflammen, ziehet dann
Ein goldner Rauch, die Sage drob hinüber,
Und dämmert jezt uns Zweifelnden um das Haupt,
Und keiner weiß, wie ihm geschieht. Er fühlt
Die Schatten derer, so gewesen sind,
Die Alten, so die Erde neubesuchen.
Denn die da kommen sollen, drängen uns,
Und länger säumt von Göttermenschen
Die heilige Schaar nicht mehr im blauen Himmel.

Schon grünet ja, im Vorspiel rauherer Zeit
Für sie erzogen das Feld, bereitet ist die Gaabe
Zum Opfermahl und Thal und Ströme sind
Weitoffen um prophetische Berge,
Daß schauen mag bis in den Orient
Der Mann und ihn von dort der Wandlungen viele bewegen.
Vom Aether aber fällt
Das treue Bild und Göttersprüche reegnen
Unzählbare von ihm, und es tönt im innersten Haine.
Und der Adler, der vom Indus kömmt,
Und über des Parnassos
Beschneite Gipfel fliegt, hoch über den Opferhügeln
Italias, und frohe Beute sucht
Dem Vater, nicht wie sonst, geübter im Fluge
Der Alte, jauchzend überschwingt er
Zulezt die Alpen und sieht die vielgearteten Länder.

Die Priesterin, die stillste Tochter Gottes,
Sie, die zu gern in tiefer Einfalt schweigt,
Sie suchet er, die offnen Auges schaute,
Als wüßte sie es nicht, jüngst da ein Sturm
Todtdrohend über ihrem Haupt ertönte;
Es ahnete das Kind ein Besseres,
Und endlich ward ein Staunen weit im Himmel

Weil Eines groß an Glauben, wie sie selbst,
Die seegnende, die Macht der Höhe sei;
Drum sandten sie den Boten, der, sie schnell erkennend,
Denkt lächelnd so: Dich, unzerbrechliche, muß
Ein ander Wort erprüfen und ruft es laut,
Der Jugendliche, nach Germania schauend:
„Du bist es, auserwählt,
„Allliebend und ein schweres Glük
„Bist du zu tragen stark geworden.

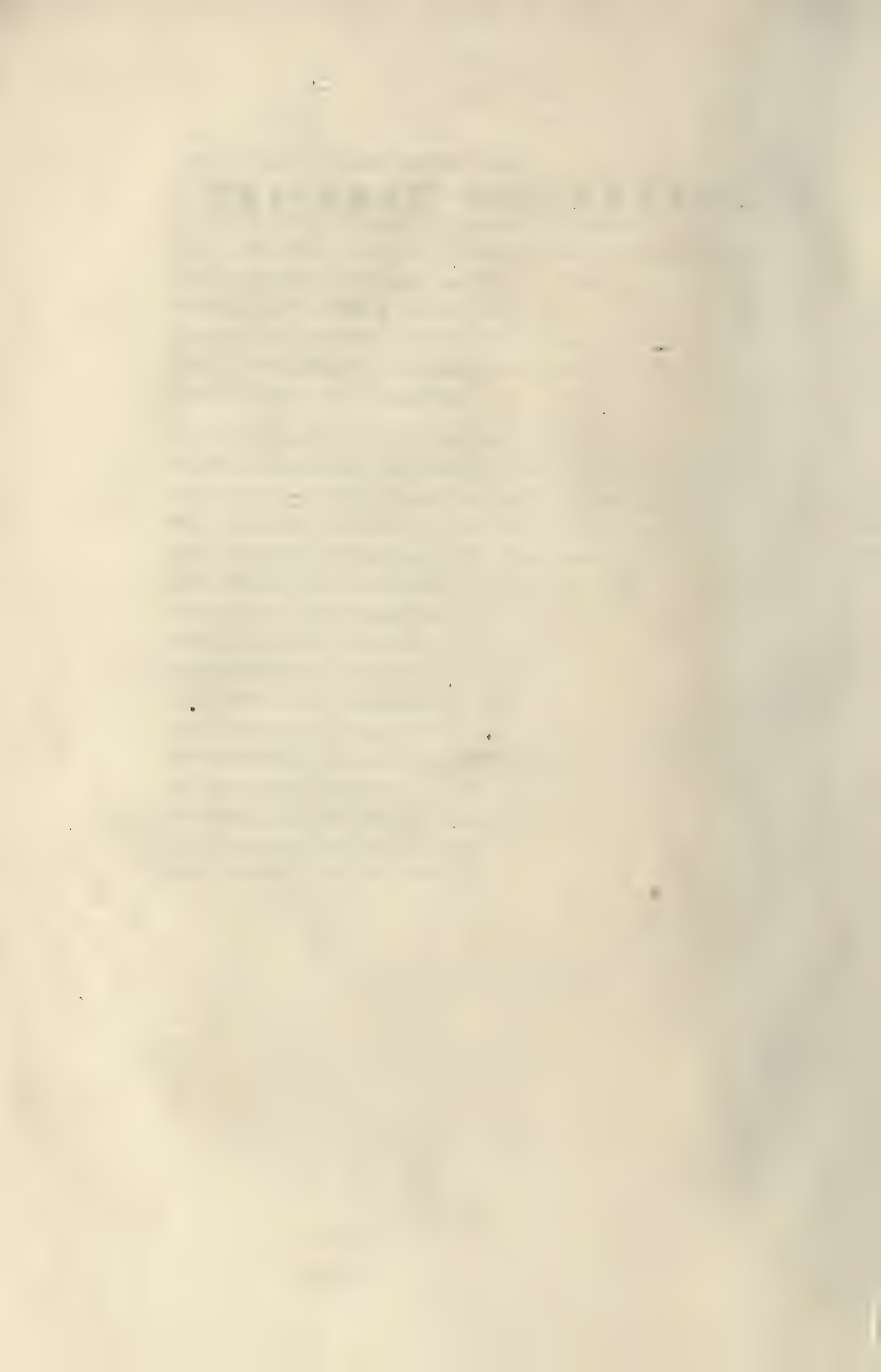
Seit damals, da im Walde verstekt und blühendem Mohn
Voll süßen Schlummers, trunkene, meiner du
Nicht achtetest, lang, ehe noch auch Geringere fühlten
Der Jungfrau Stolz, und staunten, weß du wärst und woher,
Doch du es selbst nicht wußtest. Ich miskannte dich nicht,
Und heimlich, da du träumtest, ließ ich
Am Mittag scheidend dir ein Freundcszeichen,
Die Blume des Mundes zurük und du redetest einsam.
Doch Fülle der goldenen Worte sandtest du auch
Glückseelige! mit den Strömen und sie quillen unerschöpflich
In die Gegenden all. Denn fast, wie der heiligen,
Die Mutter ist von allem, und den Abgrund trägt
Die Verborgene sonst genannt von Menschen,
So ist von Lieben und Leiden
Und voll von Ahnungen dir
Und voll von Frieden der Busen.

O trinke Morgenlüfte,
Biß daß du offen bist,
Und nenne, was vor Augen dir ist,
Nicht länger darf Geheimniß mehr
Das Ungesprochene bleiben,
Nachdem es lange verhüllt ist;
Denn Sterblichen geziemet die Schaam,

Und so zu reden die meiste Zeit
Ist weise auch von Göttern.
Wo aber überflüssiger, denn lautere Quellen
Das Gold und ernst geworden ist der Zorn an dem Himmel,
Muß zwischen Tag und Nacht
Einsmals ein Wahres erscheinen.
Dreifach umschreibe du es,
Doch ungesprochen auch, wie es da ist,
Unschuldige, muß es bleiben.

O nenne Tochter du der heiligen Erd'!
Einmal die Mutter. Es rauschen die Wasser am Fels
Und Wetter im Wald und bei dem Nahmen derselben
Tönt auf aus alter Zeit Vergangengöttliches wieder.
Wie anders ists! und rechthin glänzt und spricht
Zukünftiges auch erfreulich aus den Fernen.
Doch in der Mitte der Zeit
Lebt ruhig mit geweihter
Jungfräulicher Erde der Aether
Und gerne, zur Erinnerung, sind
Die unbedürftigen sie
Gastfreundlich bei den unbedürftigen
Bei deinen Feiertagen
Germania, wo du Priesterin bist
Und wehrlos Rath giebst rings
Den Königen und den Völkern.

HÖLDERLINS WAHNSINN



Wenn ich von Hölderlins Leben Ihnen sprechen will, so ist das nichts anderes, als wenn ich von seinem Werke rede. Es gibt da nichts Doppeltes und Trennbares. Sein Leben steht in einem einzigen Dienst; mit der innigeren und einseitigeren leidenschaftlicheren Hingabe, wie sie die christlichen Jahrhunderte der romanischen und barocken Zeit ausgebildet haben, ist er ausschließlicher als Pindar oder Sappho, menschlicher und erfüllter als irgendein Prophet, Platoniker oder Gnostiker, ganz und nur Verkünder, Träger, Gefäß der Götter. Er bekleidet ein Amt, das sie ihm auferlegt haben, eine Gesandtschaft, und das ist alles, ist das Ganze: Amt, Gesandtschaft, Botschaft.

Leben und Werk ist die Ausprägung der Form dieser Botschaft im Stoff der Welt, in die er trat. Leben und Werk verhalten sich wie Stimme und Gebärde eines Redenden: Bald scheinen uns die Worte, bald die Gebärde mehr zu sagen, das Leben ist ganz erfüllt und aufgesogen vom Werk, und das Werk ist das Leben. Das Leben ist das Aufprallen der Botschaft auf die Welt und das Werk Schrei und Seufzer bei diesem Aufprall. Weil das Leben ganz von der Botschaft erfüllt ist, ein sich Darleben eines Willens der Götter, ist das Werk das ganze Geschick des Lebens, ist das ganze Geschick des Lebens im Werk. Da ist nur die äußerste Kraftanstrengung Gottes in seiner Angst und Not — oder ist sie in der Lust zu schaffen? — Eine Anspannung, in der alles verschmilzt, Eine Gewalt, die diesen Leib, diese Worte, diesen Weg gestaltet hat.

Und wenn ich von Hölderlins Leben Ihnen reden will, dann ist der Wahnsinn nicht nur das Ziel, worein das Leben mündet, der Wahnsinn ist das Geheimnis, das als rätselhaft anlockt und als unverständlich wegstößt, das lockende Geheimnis, wonach die Neugier fragt, das seinen Namen mehr bekannt gemacht hat als das Wunder des Werkes, das Unverständliche, das allen sein Werk überschattet, beinahe verdeckt hat, so daß sich uns jetzt erst die ganze Übersicht über das Werk auftut. Der Wahnsinn endlich ist unter den Geschehnissen seines Lebens das weithin Sichtbare, Signatur der Form seines Geschickes. Darum, dachte ich, muß ich es „Hölderlins Wahnsinn" überschreiben, wenn ich von seinem Leben erzählen will.

Erzählen will; denn ich möchte Sie ebenso verschonen mit einer Abhandlung über Ursachen, Möglichkeiten, wie mit einer Polemik gegen unberufene Berufsurteile über seine Krankheit.

Ich will Ihnen nicht von Hölderlins Kindheit erzählen: er wuchs, von einer lieben frommen Mutter behütet, in Wald, Garten und Gestade des Neckar groß. Nicht von den Knabenjahren, wo er zu kämpfen hatte gegen den unseligen Zwang einer in sich zerrissenen schwankenden Theologenwelt, eines phantastischen Gebräues aus Bibel und kantischer Kritik, Jesuitenbarock und Luthertum, Aufklärung und Klosterwesen, einer Welt, die stark genug war, ihn zu quälen, nicht ihn zu brechen, ja die sogar mit seinem inneren Priestertum eine leise Berührung hatte durch die herrlichen romanischen Hallen des Klosters Maulbronn oder die Gewölbe des brachen Tübinger Münsters, durch den letzten Nachhall wahrer Religion, der noch in ihr verzitterte. Ich will Ihnen nicht erzählen von den Ereignissen der Jugendjahre, wo Charlotte von Kalb, deren Sohn er vergeblich zu erziehen versuchte, ihn in die Blütezeit Jenas eingeführt hat.

Ich kann Ihnen nicht erzählen von dem eigentlichen Inhalt dieser Jugendjahre: von der Blüte seines Lebens; denn sie äußert sich noch nicht im Werk; die Gedichte der Zeit reden uns nicht, kaum daß auf kurz die erste Knospe sich öffnet zum späteren Blumenüberschwang des Hyperion. Sein Leben blüht in seiner Gestalt. Das Innige, Sinnige, Zarte, Sanfte, Jungfräulich-Herb-Schüchterne des deutschen Knaben blüht in seinem Leib (jenes fast unleiblich, fast unbeholfen Seelenhafte, das uns Lukas Cranach gemalt hat). Aber solche tiefinnerlich verhaltene Wucht noch ganz ungebrochenen Lebens drängt in reinem Aufschwung zu der Höhe, die seine Heimat ist, daß selber die nicht allzu dichterischen Pastorensöhne Schwabens ein Schauer überläuft, „als schritte Apollon durch den Saal" (so sagten sie noch in ihrem Alter). Es ist kein Zufall, daß das Bildnis Hölderlins, das wir alle kennen, den Zwanzigjährigen darstellt und, ungelenk wie es von Anfang war und in den Abbildungen mehr oder minder entstellt, doch einen Schimmer in sich hat von jenen Strahlen. Er hat seine größten Werke zwischen 31 und 33 geschaffen, ein Frühgealterter, aber seine ewige Gestalt ist die des Jünglings. So lebt sie unter uns fort und wirbt ihm noch treue Freunde unter Geistern, die seinem Werk so wenig zu folgen vermögen wie jene braven Pastoren, die im behäbigen Alter von dem Studiengefährten andächtig gerührt schwärmen wie von einer Jugendgeliebten. Daß Hölderlin selbst diese Jahre als die Blüte seines Lebens angesehen hat, darüber später.

Nach einem inneren Gesetz mußte diese Blüte brechen. Es ist wenig wichtig, alle äußeren Kräfte zu suchen, die dazu halfen. Als größte wäre das zu nennen, daß auf ihn, dem alles eigentliche Wirken versagt, der nur zum Verkünder bestimmt war, die tätig wirksamen Menschen Fichte und Schelling mit vernichtender Übermacht eindrangen. Zum erstenmal griff die jämmerliche Geldnot

nach ihm, ein Schauer des Verblühens streifte ihn; da floh er aus Jena, aus der großen offenen Welt, aus dem jungen und doch fremden Leben, da fühlte er seine Blüte welk, sein Leben gebrochen, er schrieb, im tiefsten erschüttert: „Ich bin wie ein alter Blumenstock, der schon einmal mit Grund und Scherben auf die Straße gestürzt ist und seine Sprößlinge verloren und seine Wurzel verletzt hat . . . ich friere und starre in den Winter, der mich umgibt. So eisern mein Himmel, so steinern bin ich."

Nun, nach der Blütezeit, muß die Welt Dasein gewinnen, die in seinem Blühen heimlich und unaussprechlich nur Schwellen, fühlbar nur als Zauber gegenwärtig gewesen ist. — Ich weiß nicht, ob ich wagen darf auszusprechen, daß ich mit Hölderlin glaube: eine innere Welt, die mindestens zwei Menschen gemeinsam wird, hat ein ganz neues, irgendwie von jedem der beiden unabhängiges Dasein in der Zeit erlangt, während ihr, solange sie nur einem gehört, gar nichts von Dasein innewohnt. Die Liebe ist einem armen, rohen und geschäftigen Jahrhundert wie dem unsern fremd geworden. Man verwechselt sie mit der Befriedigung des Geschlechtstriebes, des letzten und einzigen Triebes, der im insektenhaft dürrwerdenden Menschen wach bleibt und seltsam wuchert. Oder man verwechselt sie mit dem Zeugungstrieb, durch den ein ruhlos irdisch strebsamer Schlag sich in die Zukunft verlängern will, durch den er in stofflicher Fortsetzung Dauer sucht und der scheinhaft vor ihm herweichenden Erfüllung sich zu nähern meint.

Romanhaft lüsterne Neugier hat viel geschwatzt um Hölderlins Liebe zu Susette Gontard, der Frau eines reichen Frankfurter Hauses, in dem der Sechsundzwanzigjährige Hofmeister wurde, der Tochter einer Hamburger Senatorenfamilie, die man siebzehnjährig mit einem gleichreichen gleichgültigen Manne verheiratet und dem sie ein paar Kinder geboren hatte. Sie galt für eine der

schönsten Frauen Hamburgs; schwarzhaarig, dunkeläugig nennt sie Hölderlin einmal Griechin, einmal Madonna. Wir werden in ihrem Bilde einen Zug nicht übersehen, der vor dem Zerfließen in leere Schönheit bewahrt, einen Zug niederdeutscher herber spröder Strenge. Ebenso alt wie Hölderlin, trug sie in ihrem Wesen den Stoff einer ebenso unerwachten Welt wie die seine, deren Drängen er durch begeisterten Schwung und philosophisches Denken so daseinslos unberührt gelassen hatte, wie sie die ihre in träumerisch dämmerndem Hinleben. Da mußte nun Welt in Welt fließen und im Zusammenfließen erst zu Dasein aufwachen. Das zu Daseinerwachen der Welt, Hölderlinisch gesprochen, das „Entstehen einer gemeinsamen Sphäre“ und damit einer „gemeinsamen Gottheit“, das war das eigentliche Geschehnis. Das Empfinden, eines im andern sich selbst zu erkennen, war begleitendes Gefühl.

„Wo ist das Wesen, das, wie meines, sie erkannte? In welchem Spiegel sammelten sich, so wie in mir, die Stralen dieses Lichts? erschrak sie freudig nicht vor ihrer eignen Herrlichkeit, da sie zuerst in meiner Freude sich gewahr ward? Ach! wo ist das Herz, das so, wie meines, überall ihr nah war, so wie meines, sie erfüllte und von ihr erfüllt war, das so einzig da war, ihres zu umfangen, wie die Wimper für das Auge da ist.

Wir waren Eine Blume nur, und unsre Seelen lebten ineinander wie die Blume, wenn sie liebt, und ihre zarten Freuden im verschloßnen Kelche verbirgt.“

„Es giebt große Stunden im Leben. Wir schauen an ihnen hinauf wie an den kolossalischen Gestalten der Zukunft und des Altertums, wir kämpfen einen herrlichen Kampf mit ihnen, und bestehn wir vor ihnen, so werden sie, wie Schwestern, und verlassen uns nicht.“

„Es schien, als wäre die alte Welt gestorben und eine neue begönne mit uns.“ (Hyperion.)

Dem, der's nicht weiß, werde ich nie deutlich machen können, was das Wort Vereinigung sagen will. Es bedeutet nicht nur jene Gemeinsamkeit in allen Fragen und inneren Kämpfen des Lebens, die es zum Beispiel der Liebenden möglich machte, den Dichter fast gewaltsam aus dem Einfluß Schillers und der Philosophie herauszureißen, der einstigen Jugendbegeisterung für Klopstock wieder zu nähern, und so die Grundlage seiner künstlerischen Ausdrucksfähigkeit zu schaffen. Mit Vereinigung meine ich ein geheimeres Eines werden, das nicht im Gedanklichen und Geistigen, sondern fast wie etwas Leibliches sich vollzieht. Damit ist die innere Welt Hölderlins, vorher nur ahnbar, nur Zauber und Schimmer, wirklich geworden, außer ihn getreten. —

Die Leute der Neugier, die zwischen der Sensation seiner Liebe und der Sensation seines Wahnsinns die sieben Jahre seines eigentlichen Lebens so gut wie übersehen haben, ließen sich's nicht entgehen, um diese Liebe einen Roman zu spinnen. In der Tat war es für einen Roman zu einfach: eines Tages fanden beide die Kraft, aus freiem Entschluß sich zu trennen der Unvereinbarkeit bewußt ihrer bürgerlichen und ihrer inneren Beziehung. Sie haben sich noch einige Male getroffen, haben sich ein oder zwei Jahre Briefe geschrieben. Dann hat die Einsicht sie ganz geschieden, daß ein Weiterführen ihrer Liebe nicht so würdig sei als ein ganzes Ende, hat das Bewußtsein sie geschieden, daß das eigentliche Wesen ihrer Vereinigung erfüllt sei: der Welt Hölderlins Dasein zu geben.

„Die Beziehung der Liebe besteht in der wirklichen Welt, die uns umschließt nicht durch den Geist allein, auch die Sinne (nicht Sinnlichkeit) gehören dazu; eine Liebe, die wir ganz der Wirklichkeit entrissen, nur im Geiste noch fühlen, der wir keine Nahrung und Hoffnung mehr geben könnten, würde am Ende zur Träumerei werden oder vor uns verschwinden; sie bliebe, aber wir

wüßten es nicht mehr und ihre wohltätigen Wirkungen auf unser Herz würden aufhören.“ (Diotima an Hölderlin.)

Susette Gontard lebte still mit ihren Kindern, wurde schwächer und starb nach ein paar Jahren. Hölderlin aber begann den zweiten Pfeilbogen seines Lebens, der erste war vollendet.

> *„Hochauf strebte mein Geist, aber die Liebe zog*
> *Bald ihn nieder; das Leid beugt ihn gewaltiger;*
> *So durchlauf ich des Lebens*
> *Bogen und kehre, woher ich kam.“* (Lebenslauf.)

Von nun an ruht dieses Leben in eigener Mitte, verschlossen gegen draußen, nichts Neues mehr kommt hinein. Die größte Breite, schwellendste Blüte ist erreicht, das begründende Erlebnis gelebt, die Überfülle des Innern zum erstenmal ganz ausgeströmt im Hyperion. Im gesamten späteren Werk findet man kaum ein Motiv, das nicht schon vorgebildet wäre in der Pracht dieses meerhaft wogenden Stromes von Gedichten, den das schwärmerische, glühende, jäh in Fluß gekommene Fühlen mit sich reißt. Da nun alles gelöst, bewegt ist, geht es unaufhaltsam „ins All zurück die kürzeste Bahn“, es ist nicht mehr hochauf s t r e b e n des Geistes, es ist ein Aufflug flügelberauschend entschwindend in heimatlicher Höhe des Äthers.

Die Wende in diesem geraden Endlauf des Lebens geschieht mit einer letzten inneren Ablösung, gekennzeichnet durch ein an sich minder erschütterndes Ereignis: Der Versuch, eine Zeitschrift zu gründen — von der im vornherein nur ein Träumer Sicherung des Erwerbs und der Wirkungsmöglichkeit auf die Mitlebenden hätte erhoffen können —, mißlingt (im Spätsommer 1799). Dem Dichter wird qualvoll klar, daß ihm nicht vergönnt ist, für die Zeitgenossen zu sprechen, und von nun an denkt er nicht

mehr an Hörer (oder gar Leser), an Wirkung, an Drucker und Verleger, irrt heimatlos ohne Stätte über die Erde, verhüllt sich in seine einsame Stimme, wohnt allein in dem ungehörten Gesang, dem einzigen freundlichen Asyl, ruhig in dem Trost, daß es für Gott kein Schaden ist, wenn „von der Rede verhallt der lebendige Laut“. Als wäre er sich des Ausgangs bewußt, drängt nun alles in ihm stürmisch, selig, dankbar zum Ende. Eine große Versöhnung beginnt. Mit beiden Händen faßt er sein heiliges Leid, stellt es aus sich heraus, kniet vor ihm als vor einer Gnade der Götter, die sein allzu leichtes Sein gütig zur Erde niederbiegen. In der Empedoklestragödie ringt er mit Christus, den er von Kind her liebt, den er als Gegner seiner Götter Erde und Äther hat hassen müssen, den er endlich als Boten und Sendling und Bruder dieser alten Götter zu grüßen vermag, geschickt den blühensmüden, ruhedürstenden Menschen Nacht und Schlaf dunkler Jahrtausende zu bringen und zu segnen, in dieser Nacht ein heimlich waches Licht des Göttlichen zu bewahren. Als solche heilige Nacht lernt er die eigene Zeit lieben: die eherne Wiege, in der Helden erwachsen für wiedernahenden Tag.

In hartem Denken ringt er, bis seine eigene Welt versöhnt ist mit der „beschränkten, aber reinen Vorstellungsweise“ der eigenen Kindheit, seiner Mutter, der Geschwister, der Nachbarn, bis er sich zu glauben traut: „wenn die anderen Gott sagen, meinen sie in ihrer Weise den Gott, den ich schaue, wo nur ihr Wirken und Leiden sich über die Notdurft erhebt, da kann ich ihre Sphäre zur eigenen machen, da gibt es eine gemeinschaftliche Gottheit.“ Innig und treu ergreift er wie Winkelried die Speere, alles Feindliche der ganzen Welt, drückt es in sein liebendes Herz, daß es sich näher, näher kommt, trifft, Eines wird. Das Auseinanderstrebende klingt vom Schmeicheln dieser Liebe gezähmt, friedlicher zusammen,

„nie genug hat er von Güte zu sagen der Worte damals und zu bejahen Bejahendes", verschmilzt schließlich rauschend im Akkord: „Alles ist gut!"

Jetzt liegt jedes versöhnt in ausgeglichener Gegenwart in seinem Herzen beisammen: die Einfalt seiner guten braven Mutter, der Streit Christi mit den alten Gottheiten der Natur, das unnennbare Leiden der Liebe, die Gottlosigkeit unserer heutigen jämmerlichen Menschen, Fichtes kaltes strenges Denken und Schillers Schwung, die Trümmer von Griechenland und von Palmyra, die Pracht der Gewitter und das schweifend sehnsüchtige Hinausziehen der Flüsse, alles, alles. Und nicht nur durch seine Beziehung zu jeglichem verbunden: durch seine alte liebegestillte Furcht, von Verstehen bewältigte Feindschaft; nein, alles unter sich vereint, alles immer nebeneinander gegenwärtig in strengem Denken oder klarem inneren Schauen verbunden, eins aufs andere bezogen aus einem tiefen Erleben der Allgeschichte heraus, eine durch Liebe, aber durch heilig nüchterne Liebe rein geordnete runde Welt. Wer sich das vorstellen kann, der muß begreifen, daß er nur mit letzter Mühe diese Welt zu tragen vermochte, die er aus sich genährt hatte, versöhnt hatte mit Schmerzen, von denen diese Briefstelle eine Ahnung geben mag:

„Glaub es Theuerster! ich hatte gerungen bis zur tödtlichen Ermattung, um das höhere Leben im Glauben und im Schauen festzuhalten, ja! ich hatte unter Leiden gerungen, die, nach Allem zu schließen, überwältigender sind als alles Andere, was der Mensch mit eherner Kraft auszuhalten imstande ist."

Wir werden weiter begreifen, daß es dem Menschen, der aus solchem Erleben solches in sich aufbewahrt hatte, nicht leicht werden kann, anderen sich verständlich zu machen, daß er, je geklärtere Liebe in ihm, nach Gefährten sucht:

„O kommt, daß euer euer die Freude sei,
Ihr alle, daß euch seegne der Sehende!
O nimmt, daß ichs ertrage, mir das
Leben, das Göttliche mir vom Herzen!“
(Der blinde Sänger.)

Daß, jemehr er dieses Leben auszusprechen bestrebt ist, er desto unheimlich unverständlicher scheinen muß für die Begegnenden. So redet er denn nur mehr für die Götter und für eine Zukunft, deren Kommen ihm von Tag zu Tag zweifelloser gewiß scheint. So drohend viele Zeichen blicken, so dürftig die Gegenwart ist, wenn auch Unheilige in Menge und frech alles Fromme und jedes Erscheinen der Gottheit höhnen und bedrohen.

„Was kümmern sie dich
O Gesang den Reinen, ich zwar
Ich sterbe, doch du
Gehst andere Bahn, umsonst
Mag dich ein Neidisches hindern.“
(Werke, Bd. IV, pag. 254.)

. . . *„Du sprachest zur Gottheit, aber diss habt ihr all vergessen, daß immer die Erstlinge Sterblichen nicht, daß sie den Göttern gehören. Gemeiner muß, alltäglicher muß die Frucht erst werden, dann wird sie den Sterblichen eigen.“* (Bd. IV, pag. 238.)

So als verfrühter Erstling von den Menschen weg zu den Göttern verbannt, gewöhnt er sich ganz an ihren Umgang, wird geschwisterlich vertraut mit ihnen. Es sind die uralten Gottheiten, für die jede Zeit Bild und Namen finden muß, die tausendfältig gebrochen und gespiegelt die ganze Götterschar des Altertums aller Völker beleben, die keine Zeit so fassen und nennen kann, daß sie endgültig festgehalten und bewältigt wären, daß die Unfaßbaren in die Zeit gerissen würden und wie alles Zeitliche

dem Tode geweiht. Liebe, fast möchte ich sagen Freundschaft, weiht er diesen Gottheiten, am meisten dort, wo sie in greifbarste und menschlich freieste Gestalt eingefangen wurden: in Hellas. Aber er weiß wohl, daß sie immer neuer wechselnder, schwankender Namen bedürfen, um nicht ganz zu entschlüpfen; er nennt Erde und Äther und ein drittes: Gottheit des Maaßes und der Ordnung, Herrscher oder Lenker, Mittler zwischen dem menschlich gebundenen Leben und dem ungebundenen des Alls, wofür er viele Namen hat: einfach „die Götter“ oder „Gott“, „der Gott“ oder „Zeus“ oder „der Vater“. Und um diesen Zeus ordnen sich in Scharen seine Helfer, Boten und Heroen: Bacchos, Herakles und Christus, der Adler, der dem Vater frohe Beute sucht, alle Söhne Gottes, alle Geister der gewesenen Göttermenschen, jede Gestalt der Vorzeit, in der sich das Göttliche offenbart hat und aus der es neu Wiedergeburt sucht. Und wider diesen Vater stehen die Gegenkräfte der Tiefe: die Titanen, das Auflösende, das Wuchernde, das Maß- und Grenzenlose.

Hölderlin hat niemals breit erzählt von diesem Himmel, keine göttliche Komödie niedergeschrieben, aber die Götterwelt steht immer um ihn, wo ein Wort hindeutet, da ist sie fest und geordnet um uns, als trüge sie der Glaube eines Volkes; denn diese Worte reden geschwisterlich vertraut von der wunderbaren Welt als von etwas Vorauszusetzendem, Selbstverständlichem, von jeher Bekanntem: wo dieser kindliche, innige, ungebrochene Glaube von ihnen spricht, sind die Götter wirklich da, ist das fast Unglaubhafte bewiesen, daß die Sage, echtes mythisches Denken unter uns Spätgeborenen noch nicht erstorben ist: die „prophetischen Berge“ sind „weit offen“ um den Dichter, in „Purpurwolken“ drängen sich die Geister, die Schatten aus dem Blütenall von der Welt um die Erde zu neuer Einkehr; gewaltig dämmerts „im ungebundenen Abgrund im allesmerkenden“ auf; wenn es

aber zu wild gährt, wenn „wie Raub Titanenfürsten die Gaaben der Mutter greifen“, wenn vielversuchend das frische Geschlecht die Kraft zerstreut, wie „üppiges Unkraut“ „dem Brande gleich“ wuchert, wenn Frevel geschah und in „thatenscheuer, unendlicher Reue das Alte die Kinder haßt“, dann „bauen die Himmlischen in Gewittern“, dann „geht schröklich über der Erde Diana die Jägerin und zornig erhebt unendlicher Deutung voll sein Antliz über uns der Herr. Indeß das Meer seufzt, wenn er kommt“; „denn es hasset der sinnende Gott unzeitiges Wachstum“. Und andere sind noch um ihn, denn „treppenweise steiget der Himmlische nieder“: „Der Reiniger Herkules, der bleibet immerlauter, jezt noch mit dem Herrscher, und othembringend steigen die Dioskuren ab und auf an unzugänglichen Treppen himmlischer Burg“, „die gelbem Feuer gleich in reißender Zeit sind über Stirnen der Männer“. „Wo nemlich die Himmlischen eines Zaunes oder Merkmals, das ihren Weg anzeige, oder eines Bades bedürfen, reget es wie Feuer in der Brust der Männer sich.“

Wer so unter Göttern lebt, dessen Rede verstehen die Menschen nicht mehr; zum ersten Male in Deutschland wagt sich Dichtersprache so unverstellt vor, ganz aus heimischem Grund, in heimischer Luft gewachsen, so sehr auch das griechische Vorbild Not war, dem Dichter Mut zu machen zu Gleichdichterischem. Deshalb ist es auch verzeihlich, daß die Deutschen diese großen Hymnen nicht druckten und die gedruckten nicht gelesen, sondern sich bloß über die „Spuren des Wahnsinns“ darin gefreut haben, mit der beruhigenden Freude, die den kleinen Bürger erfüllt, wenn er unter amtlicher Beistimmung einen unheimlichen Großen verrückt nennen darf. Ja, weiter sogar, es ist verständlich, beinahe notwendig, daß vereinzelt solche Gedichte nicht verstanden wurden, solange nicht ihr ganzer Zusammenhang und

die Entwicklung, die zu ihnen führt, übersehbar wurde. Der einsam in seine Welt verlorene Dichter bedenkt nicht, daß seine Sagenwelt nicht Gemeingut des gesamten Volkes ist, wie einst die Griechische und daß der Leser sogar ein gewisses Recht hat, sich darüber zu beklagen, wenn sie stillschweigend vorausgesetzt wird, und daß so die dichterisch dunkle Sprache noch eine andere Dunkelheit bekommt.

Wie das sprachliche Können steigt, in den Jahren steten Übersetzens aus den Griechen und der Ausbildung der eigenen neuen hymnischen Form, dafür sind das beste Schulbeispiel einige Umarbeitungen älterer Gedichte, die er für ein Taschenbuch anfertigte (das Ende 1804 erschien). Überall das Streben nach der größeren Wucht und sinnlicheren Bildlichkeit, nach gedrängterem Ausdruck, kräftigerem Ausdruck, härterem Ton, nach Nüchternheit, wo vorher die Schönheit an Empfindsamkeit grenzte.

Aus dem Jahr 1800

DICHTERMUTH 1. Strophe (pag. 41)

Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen,
Nährt die Parze denn nicht selber im Dienste dich?
Drum, so wandle nur wehrlos
Fort durchs Leben, und fürchte nichts!

Aus dem Jahr 1804

BLÖDIGKEIT 1. Strophe (pag. 68)

Sind denn nicht dir bekannt viele Lebendigen?
Geht auf Wahrem dein Fuß nicht, wie auf Teppichen?
Drum, mein Genius! tritt nur
Baar ins Leben und sorge nicht!

Aus dem Jahre 1800

AN EDUARD 1. u. 2. Strophe (Bd. IV, pag. 35)

Euch alten Freunde droben, unsterbliches
Gestirn, euch frag' ich, Helden, woher es ist,
Daß ich so unterthan ihm bin, und
So der Gewaltige sein mich nennet?

Denn wenig kann ich bieten, nur weniges
Kann ich verlieren, aber ein liebes Glük,
Ein einziges, zum Angedenken
Reicherer Tage zurükgeblieben — —

Ganz will ich Ihnen das Gedicht „Ganymed" (aus dem Jahr 1804) lesen, dessen Schlußworte man mit Recht als Andeutung des eigenen Schicksals Hölderlins hinnehmen mag.

GANYMED (pag. 69)

Was schläfst du, Bergsohn, liegest in Unmuth, schief,
Und frierst am kahlen Ufer, Gedultiger!
Denkst nicht der Gnade du, wenns an den
Tischen die Himmlischen sonst gedürstet?

Kennst drunten du vom Vater die Boten nicht,
Nicht in der Kluft der Lüfte geschärfter Spiel?
Trifft nicht das Wort dich, das voll alten
Geists ein gewanderter Mann dir sendet?

Schon tönets aber ihm in der Brust. Tief quillts,
Wie damals, als hoch oben im Fels er schlief,
Ihm auf. Im Zorne reinigt aber
Sich der Gefesselte nun, nun eilt er

Der Linkische; der spottet der Schlaken nun
Und nimmt und bricht und wirft die Zerbrochenen
Zorntrunken, spielend, dort und da zum
Schauenden Ufer, und bei des Fremdlings

Aus dem Jahre 1804

DIE DIOSKUREN 1. u. 2. Strophe (pag. 290)

Ihr edeln Brüder droben, unsterbliches
Gestirn, euch frag ich Helden woher es ist,
Daß ich so unterthan ihm bin und
So der Gewaltige sein mich nennet!

Denn wenig, aber Eines hab ich daheim, daß ich
Da niemand mag soll tauschen, ein gutes Glük
Ein lichtes, reines, zum Gedächtniß
Lebender Tage zurükgeblieben.

Zum Vergleich höre man das entsprechende frühere, dem Jahr 1801 entstammende, selber schon völlig reife Gedicht: Der gefesselte Strom.

DER GEFESSELTE STROM (pag. 56)

Was schläfst und träumst du, Jüngling, gehüllt in dich,
Und säumst am kalten Ufer, Geduldiger!
Und achtest nicht des Ursprungs, du, des
Oceans Sohn, des Titanenfreundes!

Die Liebesboten, welche der Vater schikt,
Kennst du die lebenathmenden Lüfte nicht?
Und trift das Wort dich nicht, das hell von
Oben der wachende Gott dir sendet?

Schon tönt, schon tönt es ihm in der Brust, es quillt,
Wie da er noch im Schoose der Felsen spielt',
Ihm auf, und nun gedenkt er, seiner
Kraft, der Gewaltige, nun, nun eilt er,

Der Zauderer, er spottet der Fesseln nun,
Und nimmt und bricht, und wirft die Zerbrochenen,
Im Zorne, spielend, da und dort zum
Schallenden Ufer und an der Stimme

Besondrer Stimme stehen die Heerden auf,
Es regen sich die Wälder, es hört tief Land
Den Stromgeist fern, und schaudernd regt im
Nabel der Erde der Geist sich wieder.

Der Frühling kömmt. Und jedes, in seiner Art,
Blüht. Der ist aber ferne; nicht mehr dabei.
Irr gieng er nun; denn allzugut sind
Genien; himmlisch Gespräch ist sein nun.

Das, um Ihnen einen Begriff zu geben vom reinen Können, das der Dichter entwickelt, und gerade aus diesem Ringen um die Kunstmittel heraus öffnet sich die letzte Stufe des Werkes, die ich nicht unbedacht die Barockstufe nenne. Vergeistigung und Willensbeherrschung ist die Grundlage (Eigenschaften, die freilich auch Zeichen sein können eines Sichwehrens gegen Müdigkeit und Schwäche), und wie als Gegengewicht gegen dies allzu Geistige ein äußerstes Streben nach Ausdrucksgewalt und nach Gegenständlichkeit, eine auch schon aus der Versöhnung mit allen Dingen der Welt hervorgehende Lust möglichst viel sinnige Bilder, geschichtliche Gegenstände hereinzureißen und zusammenzuführen, in jedem Gedicht eine ganze Welt greifbarster Wirklichkeit zu umspannen. Daraus ergibt sich ein wunderbares stoßweises Auf- und Abschwellen des Tones, das zusammen mit seiner reichen Pracht schon äußerlich uns an die ausladenden Formen gemahnen mag, wie wir ihrer uns aus Bauten und Bildern der Barockzeit erinnern.

Als Beispiel für diese Stufe folge ein Bruchstück der Barockfassung des Gedichtes: Patmos. In der Mitte ist die ältere Gestalt weniger verändert, um so deutlicher mag der Barockcharakter bei Anfang und Ende Ihnen kenntlich werden.

Des Göttersohns erwachen die Berge rings,
Es regen sich die Wälder, es hört die Kluft
Den Herold fern, und schaudernd regt im
Busen der Erde sich Freude wieder.

Der Frühling kommt; es dämmert das neue Grün;
Er aber wandelt hin zu Unsterblichen;
Denn nirgend darf er bleiben, als wo
Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.

PATMOS (pag. 229, Vers 16 bis 60)

Johannes. Christus. Diesen möcht'
Ich singen, gleich dem Herkules, oder
Der Insel, welche vestgehalten und gerettet, erfrischend
Die benachbarte mit kühlen Meereswassern aus der Wüste
Der Fluth, der weiten, Peleus. Das geht aber
Nicht. Anders ists ein Schiksaal. Wundervoller.
Reicher zu singen. Unabsehlich
Seit jenem die Fabel. Und jezt
Möcht' ich die Fahrt der Edelleute nach
Jerusalem, und das Leiden irrend in Canossa,

Und den Heinrich singen. Daß aber
Der Muth nicht selber mich aussezze. Begreifen müssen
Diss wir zuvor. Wie Morgenluft sind nemlich die Nahmen
Seit Christus. Werden Träume. Fallen, wie Irrtum
Auf das Herz und tödtend, wenn nicht einer

Erwäget, was sie sind und begreift.
Es sah aber der achtsame Mann
Das Angesicht des Gottes,
Damals, da, beim Geheimnisse des Weinstoks sie
Zusammensaßen, zu der Stunde des Gastmals.
Und in der großen Seele, wohlauswählend, den Tod

Aussprach der Herr, und die lezte Liebe, denn nie genug
Hatt er, von Güte, zu sagen
Der Worte, damals, und zu bejahn bejahendes. Aber sein
Licht war
Tod. Denn karg ist das Zürnen der Welt.
Das aber erkannt' er. Alles ist gut. Drauf starb er.
Es sahen aber, gebükt, deß ungeachtet, vor Gott die
Gestalt
Des Verläugnenden, so wie wenn
Ein Jahrhundert sich biegt, nachdenklich, in der Freude
der Wahrheit
Noch zulezt die Freunde,

Doch trauerten sie, da nun
Es Abend worden. Nemlich rein
Zu seyn, ist Geschik, ein Leben, das ein Herz hat,
Vor solchem Angesicht' und dauert über die Hälfte.
Zu meiden aber ist viel. Zu viel aber
Der Liebe, wo Anbetung ist,
Ist gefahrreich, triffet am meisten. Jene wollten aber
Vom Angesichte des Herrn
Nicht lassen und der Heimath. Eingeboren
Wie Feuer war in dem Eisen das, und ihnen
Zur Seite gieng, wie eine Seuche, der Schatte des Lieben.
Drum sandt er ihnen
Den Geist, und freilich bebte
Das Haus und die Wetter Gottes rollten
Ferndonnernd, Männer schaffend, wie wenn Drachen-
zähne, prächtigen Schiksaals, — —

„Süß und lieblich ist es zu vergleichen“ sagt ein anderes der Barockgedichte. Das Zeitalter des Barock hat mehr in Gemälden und Gebäuden ausgesprochen als in Werken der Dichtkunst; es scheint, als müßte hier und da ein Vereinzelter diese Versäumnis nachholen. Auf die Barockwelt, die, wie früher schon in der alexandrinischen Zeit

und dem kaiserlichen Rom, seit dem Ende des 14. Jahrhunderts bis in unsere Tage herrschte — in Zwischenzeiten immer wieder von Gegenströmungen niedergedrückt — auf das Barock, trifft ebenso wie auf diese Stufe Hölderlins eines zu: es ist ein Äußerstes, Letztes, es gibt kein Weiter, ja, es ist fast nicht mehr ein Letztes, schon ein „Darüberhinaus"; es ist dem besonderen Duften abgeschnittener Blumen vergleichbar; es ist ein Irdischwerdenwollen von etwas schon ganz in einer anderen Welt Heimatlichen, das Larvewerdenwollen dessen, der den Leib abgestreift hat und leicht und körperlos schwebt: es ist ein Wunder von Durchgeistigtsein, von ganz Bewegung —, ganz Ausdruckwerden; aber sein Stoff, sein Leibsein ist trügerisch und scheinhaft. Vielleicht hat den einen oder anderen von Ihnen einmal ein Schauer gepackt vor seltsam stoffloser Wirklichkeit, kaum noch heuchelnden Farben des Tintoretto oder des Greco, bei der Beobachtung wie die Falten, die im blauen Gewand eines bayerischen Holz-Johannes des 16. Jahrhunderts bewegteste Trauer so wunderbar aussprechen, wie diese Falten ohne Widerstand die Knochen der Glieder durchschneiden, und wie das große Haupt, eine Blume der Trauer, leicht auf dem leiblosen Stengel des trauernden Gewandes ruht. Die wunderbare Kraft des Barock ist nicht leibhaft und irdisch, Barock ist ein Ende, es gibt kein Weiter aus dem Barock, es gibt nur gänzlichen Umschwung, und dieser Umschwung ist meistens Tod oder Wahnsinn. Eine wilde ungebundene Welt lauert wie Lemurenscharen hinter der ausladenden gebändigten Pracht des Barocks. —

Mit dem Streben nach Sachlichkeit und Sinnlichkeit kommt auf dieser Stufe Hölderlin in neue Erdnähe; eine Fülle solcher erdnaher Pläne beherrscht ihn: er will die Fürsten des Vaterlandes, will Luther, Konradin, Heinrich IV., die Wartburg, will die kühnen Seefahrer und Entdecker, will die paradiesische Lieblichkeit aller Süd-

seeinseln, will die Madonna und will das sommerliche Summen der Bienen und die grünenden Täler der Charente in Hymnen feiern. In dieser neuen Erdnähe kehrt der zweite Pfeilbogen des Lebens zum Ausgang zurück, in der abschließenden Gewölberose des Barocks endet sein Werk. Er selber, der doch kaum erst in der Mitte des Lebens steht, ahnt, daß kein neuer Bogenaufstieg kommen wird, daß sein Leben in die flache Brache eines Winters auslaufen will und ist zufrieden damit, denn er ist müde und verwirrt von der bunten Wunderfülle der Götterwelt, die sich seinem Blick aufgetan, bis in die Tiefen des Abgrunds, er will gern die Augen schließen, sich den schaukelnden Wellen hingeben und ziellos treiben lassen.

Die Gedichte, worin er diese beiden Gefühle in unwahrscheinlicher Vollendung festgehalten hat, sind:

HÄLFTE DES LEBENS (pag. 60)

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.
Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

und ein anderes (pag. 71)

Reif sind, in Feuer getaucht, gekochet
Die Frücht' und auf der Erde geprüfet und ein Gesez ist

Daß alles hineingeht, Schlangen gleich,
Prophetisch, träumend auf
Den Hügeln des Himmels. Und vieles
Wie auf den Schultern eine
Last von Scheitern ist
Zu behalten. Aber bös sind
Die Pfade. Nemlich unrecht,
Wie Rosse, gehn die gefangenen
Element' und alten
Geseze der Erd. Und immer
Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht. Vieles aber ist
Zu behalten. Und Noth die Treue.
Vorwärts aber und rückwärts wollen wir
Nicht sehn. Uns wiegen lassen, wie
Auf schwankem Kahne der See.

Nun stellen Sie sich noch einmal den ins Gespräch mit Himmlischen Verlorenen, in seiner Kunst Vollendeten vor Augen! Finden Sie noch den Wahnsinn ein unverständliches empörendes Geschick, das jäh den Reichtum des Dichters zerschmettert? Ich bitte Sie, versetzen Sie sich lebhaft in den Gedanken: Hölderlin stünde jetzt, eben auf der Stelle, bis zu der wir sein Leben begleitet haben, und Sie, jeder von Ihnen, hätte sein Los zu bestimmen, dürfte ihm das Beste geben, worin dieses Leben sich fortsetzen kann. Was für ein Geschenk werden Sie ihm bestimmen?

Es ist schön, wenn eines Kleist düstere, zarte Glut nach Zorn, Trauer und Mißmut durch eigene Hand fällt. Es ist schön, wenn des Novalis unruhig hüpfende Flamme nach dem kurzen Weg durch Nacht, Traum, Glück, Sehnsucht, Allvermischung rasch und leise verlischt. Es ist schön, wenn Shelleys verträumte Schönheit märchenhaft von der Erde entrückt wird und dann die wiederbesänftigte Woge des Südmeers seine Leiche an den Strand

trägt, wo ihr der klagende Freund Byron den Scheiterhaufen aufgetürmt hat. Aber wenn Einer so ganz Schrei der Gottheit worden ist, nur jubelnder Ruf der Verkündigung, wenn seine lebendige Stimme so ganz ungehört verhallt, so muß von dieser Stimme etwas greifbar zurückbleiben, das sie an der Erde fesselt.

Wenn Sie als Schicksalsengel beschließen, Hölderlin — da sie einsehen, daß er an einem Ende steht, daß es kein Weiter mehr gibt — durch irgendeine Form des Todes zu entrücken, so bringen Sie sein Werk und Leben, seine Botschaft in Gefahr zum Traum zu werden, phantastisch, unirdisch, allzuleicht und ätherisch zu verflattern. Aber ein Weiter gibt es nicht, entrückt muß der Verklärte werden. So werden Sie, die Sie liebend sein Leben formen wollen, auf den einzigen Weg gedrängt, ihn l e b e n d zu entrücken. Der rufende Mund des Verkünders muß stumm werden, der schwellend schmelzende Gesang in einem Seufzer ersticken; aber die Lebenskraft des Leibes, der das alles getragen hat, muß sich noch durch lange Jahrzehnte bewähren, das Gefäß der Offenbarung muß sich stumm, eine Mahnung an sie, die erst in Zukunft laut werden soll, durch die Leute tragen, das Haupt des Jünglings, das uralte Weisheit prophetischer Worte gesprochen hat, muß auch noch wirklich die ehrwürdige Weihe des Greisenalters empfangen, nachträglich gleichsam; die lebende Stimme muß in leisem Nachrauschen verklingen. —

Und jetzt will ich wieder erzählen: Hölderlin war nach seiner Flucht aus dem Hause Gontard in Homburg vor der Höhe gewesen, wo sein treuer Freund Isaak von Sinclair ihn hinzog, und hatte dort seine Ersparnisse aufgezehrt, war dann in die Heimat zurückgewandert und rastlos von einem Hauslehrerelend zum andern, zuletzt bis zu einem deutschen Kaufmann in Bordeaux verschlagen.

Diese Schicksale kümmern uns wenig, aber seiner Ge-

stalt möchten wir einmal begegnen, wir können nicht glauben, daß der ganz in „himmlische Gefangenschaft Verkaufte“ (eine spätere Fassung der Stelle sagt: „in himmlische Gefangenschaft gebükt“) ganz wie ein anderer unter uns andern hinleben kann, in das Gebahren unseres Alltags gezwängt. So folge hier ein inhaltschwerer Bericht, den eine Madame de S . . . y im Jahre 1852 aus der Erinnerung auf ihrem Schlosse bei Paris dem deutschen Schriftsteller Moritz Hartmann gab[1]):

„Es war zu Anfang dieses Jahrhunderts, also vor ungefähr 50 Jahren. Ich bewohnte dieses selbe Haus mit meinem Vater und war ein Kind von vierzehn oder fünfzehn Jahren. Eines Tages bemerkte ich von der Höhe unseres Balkones aus einen Mann, der, wie es schien, zwecklos auf der Ebene umherirrte, oft querfeldein ging, ohne doch etwas zu suchen oder einem gewissen Ziele entgegenzugehen. Zu wiederholten Malen kam er auf dieselben Stellen zurück, ohne es zu bemerken. Am selben Nachmittage, auf einem Spaziergange, begegnete ich ihm; aber er ging in Gedanken vertieft an mir vorüber, ohne mich zu sehen und als er mir einige Minuten später, bei einer Biegung, wieder im Wege stand, sah er unverwandten Blickes und mit einer unaussprechlichen Sehnsucht in die Ferne. Jede andere Erscheinung, die mir in dieser Weise begegnet wäre, hätte mich damals, in meiner mädchenhaften Albernheit außerordentlich erschreckt; ich wäre vor ihr nach Hause gelaufen, um mich hinter meinem Vater zu verstecken. Dieser Fremde hingegen erfüllte mich mit einer Art von Mitleiden, die ich mir nicht erklären konnte. Es war nicht das Mitleid, das man mit einem Armen, Hilfsbedürftigen empfindet, obwohl er hilfsbedürftig genug aussah, denn seine Kleider waren in arger Unordnung, ungeputzt und hie und da sogar zerrissen. Es war ein gewisser edler Ausdruck des Schmer-

1) Freya, Stuttgart 1861, S. 105 „eine Vermuthung“.

zes und dabei ein Aussehen, als wäre er mit seinem Geiste abwesend, irgendwo bei geliebten Personen in weiter Ferne, die bei seinem Anblick das Herz mit Mitleid und Sympathie erfüllten. Abends erzählte ich meinem Vater von dem Fremden. Er meinte, es werde wohl einer der zahlreichen Kriegs- oder politischen Gefangenen sein, die man halb und halb auf freiem Fuß und auf Ehrenwort in den inneren Provinzen Frankreichs leben ließ.

Tags darauf sah ich den sonderbaren Fremden wieder wie am ersten Tage durch die Felder irren und endlich sogar in unseren Park eintreten, welcher der Straße zu offen war. Er sah sich verwundert um und schien sich in dieser Umgebung bald zu behagen. Der große Rasenplatz in der Mitte, den Sie kennen, war damals nicht da; an seiner Stelle befand sich ein großes, mit einer hohen Balustrade eingefaßtes Wasserbecken und auf dieser Ballustrade stand eine Gesellschaft von vierundzwanzig großen und kleinen griechischen Gottheiten, meist Kopien antiker Statuen oder anderer aus dem sechzehnten Jahrhundert. In der Mitte des Beckens, auf einem künstlichen Felsen, stand der Neptun des Giovanni da Bologna. Als der Fremde diese Göttergesellschaft erblickte, eilte er ihr mit großen Schritten in freudigster Begeisterung entgegen. Er hob die Arme in die Höhe, wie anbetend, und vom Zimmer aus schien es uns, als ob er in der Tat zu seinen enthusiastischen Bewegungen entsprechende Worte ausriefe. Dann ging er rings um das Becken, von einer Statue zur anderen, immer mit dem Ausdrucke eines Kenners oder wenigstens eines Kunstliebhabers, und mein Vater wollte bemerken, daß er sich vor der schönsten am längsten aufhielt. Mir machte es das größte Vergnügen, dieses Schauspiel zu belauschen und auch meinen Vater schien es zu unterhalten. „C'est quelque original" wiederholte er mehrere Male, während wir den Fremden beobachteten.

Sehr ärgerlich wurde ich, als ich in meinem Vergnügen

durch eine garde champêtre gestört wurde. Dieser, der auch den Park meines Vaters zu bewachen hatte, stürzte plötzlich herein und auf den Fremden los, dem er, wie wir aus den Gebärden erkennen konnten, bedeutete, daß dies Privateigentum sei und daß er sich zu entfernen habe. Der Fremde aber lächelte, kehrte ihm den Rücken und ging zu einer anderen Statue. Der Flurschütz folgte ihm und bestürmte ihn mit Reden, die immer heftiger wurden, je weniger er darauf achtete. Endlich faßte ihn der Mann in seinem polizeilichen Eifer am Arm, um ihn mit Gewalt aus dem Parke zu ziehen. Mein Vater war ein einflußreicher Mann im Departement, ein Freund des Präfekten, und hätte selbst Präfekt sein können, daher der Eifer des untergeordneten Beamten, sich ihm dienstfertig zu zeigen. Aber mit solcher groben Dienstfertigkeit war ihm nicht gedient. Beim Anblick jener Gewaltsamkeit eilte er sogleich hinaus und ich folgte ihm. Er verwies dem Wächter seine Art, schickte ihn fort und sagte zum Fremden, daß er sich nur nach Muße im Park umsehen solle.

Dieser, der die Derbheit des garde champêtre kaum bemerkt hatte, wandte sich sogleich zu meinem Vater und sagte lächelnd: „Die Götter sind keines Menschen Eigentum, sie gehören der Welt, und wenn sie uns lächeln, gehören wir ihnen. Sehen Sie diese Aglaia, wie sie mich anlächelt und mich gefangen nimmt; sie lächelt nicht ihrem Besitzer allein."

„Es ist eine Pomona", berichtigte mein Vater.

„Nein, es ist ein Aglaia", erwiderte der Fremde mit Bestimmtheit und fuhr gleich fort: „Das Wasser hier sollte klarer sein, wie das Wasser des Kephissus oder die Flut des Erechteus auf der Akropolis. Es ist der klaren Götter nicht würdig, sich in dunklerem Spiegel zu sehen — aber", fügte er seufzend hinzu, „wir sind nicht in Griechenland."

„Sind Sie vielleicht ein Grieche?" fragte mein Vater halb im Ernst, halb im Scherz.

„Nein! — im Gegenteil, ich bin ein Deutscher!“ seufzte der Fremde.

„Im Gegenteil?“ wiederholte mein Vater — „ist der Deutsche das Gegenteil des Griechen?“

„Ja,“ antwortete der Deutsche kurz und setzte nach einiger Zeit hinzu — „wir sind es alle! Sie, der Franzose, sind es auch; der Engländer, Ihr Feind, ist es auch — wir sind es alle!“

Dann ganz meinem Vater zugewandt, sprach er noch viel, dessen ich mich nicht erinnere; auch des Anderen, das ich eben mitgeteilt habe, würde ich mich wohl nicht so deutlich erinnern, wenn es nicht später in unserem Hause oft wiederholt worden wäre. So oft mein Vater nach dieser Zeit das Wasserbecken zu reinigen befahl, pflegte er scherzend hinzuzufügen: „Das Wasser muß klar sein wie das Wasser des Kephissus oder die Flut des Erechteus auf der Akropolis“ usw. Auch verstand ich nicht alles, was der Fremde sagte, abgesehen vom Sinne seiner Worte, denn er sprach ein sehr schlechtes Französisch, mit einem höchst entstellenden Akzent, der mir viele Worte ganz unkenntlich machte. Meine Tante, die mich erzog, kam hinzu, und ich erinnere mich, wie ihr, die bei den Reden des Fremden große Augen machte, mein Vater zuflüsterte: „Er ist ein Deutscher, ein Original!“

Aber das Original gefiel uns allen sehr. Er war nicht schön und sah früh gealtert aus, obwohl er nicht mehr als dreißig Jahre gehabt haben mochte, aber er hatte ein glühendes und doch sanftes Auge, ebenso einen energischen, doch milden Mund; auch sah man ihm an, daß seine sehr herabgekommene Kleidung zu seinem Stande oder seiner Bildung nicht im Verhältnisse steht. Ich freute mich sehr, als ihn mein Vater einlud, uns ins Haus zu folgen. Er nahm die Einladung ohne Zeremonie an und ging mit uns, immer sprechend, und legte im Gehen von Zeit zu Zeit die Hand auf meinen Kopf, was

mich erschreckte und mir doch sehr gefiel. Mein Vater interessierte sich offenbar für den Fremden und hatte Lust, seine eigentümlichen Reden noch lange anzuhören, aber im Salon angekommen, ward er sehr enttäuscht. Der Fremde ging geradenwegs auf ein Sofa los und sagte: „Ich bin müde“, murmelte noch einige unverständliche Worte, streckte sich aus, schloß die Augen und entschlief sogleich.

Wir standen da und sahen einander erstaunt an. „Er ist verrückt“, lispelte meine Tante, aber mein Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Er ist ein Original; er gefällt mir; er ist ein Deutscher.“

Der Papa schickte den Bedienten mit dem bestellten Weine wieder zurück und wir verließen den Salon, um den Fremden, der in der Tat sehr müde schien, allein und seiner Ruhe zu lassen.

Ich sah von Zeit zu Zeit durchs Fenster; er schlief unausgesetzt bis gegen Abend. Als er erwachte, lud ihn mein Vater zu Tische. Er freute sich sehr an unserem Weine und wurde sehr heiter. Er erzählte vielerlei aus Deutschland und aus dem südlichen Frankreich und ich erinnere mich, daß er uns, trotz der Unbehilflichkeit seiner französischen Sprache, eine pompöse und höchst poetische Beschreibung des Meeres machte, das er bei Bordeaux gesehen hatte. Manchmal brach er mitten in seinen Erzählungen ab, als ob er fürchtete, daß er, fortfahrend, an unangenehme Punkte in seiner eigenen Lebensgeschichte gelangen könnte.

Meine Tante, wie sie ihn so sprechen hörte, bekehrte sich zu der Ansicht meines Vaters, daß wir hier nicht einen Verrückten, sondern ein Original zu Gaste hatten und horchte ihm mit wachsender Teilnahme zu. Sie fand, daß alles, was er sagte, sehr viel Wahres enthalte und manchmal sogar eine große Tiefe des Geistes verrate. Das Unverständliche setzte sie auf Rechnung seiner schlechten Aussprache und der Mangelhaftigkeit seiner Kenntnis des

Französischen. Meine Tante war fromm und liebte es, über metaphysische Gegenstände zu philosophieren, was sie „philosophieren" nannte, und so lenkte sie das Gespräch auch auf solche Texte. Da sagte er sonderbare Sachen, ohne sich auf ihre Bibelstellen weiter einzulassen. Ich erinnere mich des Inhalts einer langen Rede, da sie die Tante selbst am folgenden Tage in ihr Album schrieb und ich sie später öfter lesen konnte. Der Inhalt war ungefähr folgender:

„. . . Dies ist die Unsterblichkeit: Alles Gute, was wir schön denken, wird zu einem Genius, der uns nicht mehr verläßt und uns unsichtbar, aber in schönster Gestalt durchs ganze Leben begleitet, bis ans Grab. Von unserem Grabhügel aus nimmt er seinen Flug und gesellt sich zu den Heeren der Genien, die schon die Welt erfüllen und an ihrer Vollendung und Verklärung weiter bauen. Diese Genien sind Geburten, oder wenn Sie wollen, Teile unserer Seele, und in diesen Teilen ist sie allein unsterblich. Die großen Künstler haben uns in ihren Werken die Abbilder ihrer Genien hinterlassen, aber es sind nicht die Genien selbst. Es ist nur ihre Abspiegelung im Dunstkreis unserer Erde, wie sich die Sonne im See, nein im Nebel, widerspiegelt. Die schönen Götter Griechenlands sind solche Abbilder der schönsten Gedanken eines ganzen Volkes. — So ist es mit der Unsterblichkeit beschaffen."

Meine Tante, die gern etwas über ihn selbst erfahren hätte und immer das Gespräch auf ihn zurückzuleiten suchte, fragte, vielleicht auch nur, um etwas zu sagen: „Glauben Sie, daß Sie auf diese Weise unsterblich sind?"

„Ich?" sagte er barsch, „ich, der vor Ihnen sitzt? Nein! Ich denke nicht mehr schön. Das Ich, das vor zehn Jahren mein war, das ist unsterblich — allerdings." Und sich besinnend, fügte er bestätigend hinzu: „Ja allerdings, jenes Ich ist es."

Mit all dem wußten wir nichts von ihm, von seinem

Schicksal — wir wußten nicht einmal seinen Namen. Mein Vater fragte ihn einmal nach seinem Namen; da legte er den Kopf in beide Hände und antwortete: „Ich werde ihn Ihnen morgen sagen. Glauben Sie mir, es ist mir manchmal schwer, mich meines Namens zu erinnern.“

Das war nun wieder seltsam, aber wir hatten uns wunderbar rasch an die Eigentümlichkeit dieses Mannes gewöhnt, daß wir das alles so hinnahmen, als müßte es so sein. Es fiel keinem ein, diesem Unbekannten, Geheimnisvollen gegenüber irgendein Mißtrauen zu äußern, und trotz allem verging uns der Abend in einer gehobenen Stimmung.

„Allerdings“, sagte Papa zu der Tante, „glaube ich, daß dieser Mann im Geiste gestört ist, aber dieser gestörte Geist ist edel und von Natur groß und tief.“

Was mich betrifft, ich betrachtete ihn wie einen Propheten, wie einen wohltätigen Zauberer, und ich war sehr glücklich, daß ihn mein Vater, da es schon spät war und er nicht die geringste Miene machte, das Haus zu verlassen, einlud, bei uns zu übernachten. Meine Tante beeilte sich, ihm ein Zimmer zurecht zu machen, denn sie freute sich, noch mit ihm philosophieren zu können, und mein Vater nahm sich vor, ihn morgen geradeheraus nach seinem Schicksal zu fragen, das ein sehr unglückliches schien, und dann etwas für ihn zu tun — ihm auch, wie er meinte, in mancher Beziehung den Kopf zurechtzusetzen. „Der Mann“, sagte er, „habe ein ungeheures Wissen, das man vielleicht noch nützlich verwenden könne.“

Aber die Nacht sollte alle Pläne zunichte machen. Ungefähr eine Stunde nach Mitternacht weckte die hilferufende Stimme eines Bedienten, der eben von einem geheimen Ausfluge zurückkehrte und sich in seine Mansarde begeben wollte, das ganze Haus. Ich stürzte mit der Tante auf den Korridor, in demselben Augenblicke, da auch mein Vater seine Türe öffnete. Nach dem ersten Überblicke

über den Korridor eilte der Vater auf uns zu und drängte uns wieder in die Schlafstube zurück; doch hatte ich in einer halben Minute genug gesehen. Der Bediente lag auf der obersten Treppe, von seiner Furcht niedergeworfen; vor ihm stand der Fremde im sonderbarsten Anzuge. Er hatte das weiße Betttuch um den Leib geschlagen, und da dies sein einziges Gewand war, hatte er etwas von einer griechischen Statue; in der linken Hand hielt er ein Licht, in der rechten einen alten Degen, ein schönes Kunstwerk der Waffenschmiederei des sechzehnten Jahrhunderts, das meinem Vater gehörte und gewöhnlich in der Stube des Fremden hing. Mein Vater nahm ihm die Waffe ab und führte ihn in das Zimmer zurück, wo er sich auf seinen Wunsch wieder ins Bette legte.

Ich saß zitternd in meiner Stube neben der Tante, die Tränen vergoß. „Der arme Mensch," seufzte sie fortwährend, „er ist wirklich wahnsinnig. Ach wie schade, wie schade um soviel Geist, soviel Wissen und soviel Güte. Ja, gewiß, er ist auch sehr gut; selbst sein wahnsinniges Auge ist noch voll Güte." — So saßen wir da, bis der Papa eintrat, und uns befahl, wieder zu Bette zu gehen; der Fremde liege im tiefsten Schlafe und es sei für diese Nacht gewiß nichts mehr zu befürchten. — „Welch sonderbares Abenteuer", sagte mein Vater achselzuckend, um sein Mitleid mit dem Fremden, der ihm nicht minder gefiel als der Tante, zu verbergen.

Als wir des Morgens erwachten, ging der Fremde ruhig, aber mit traurig gesenktem Kopfe im Parke umher. Die Tante wollte ihm folgen, aber mein Vater hielt sie zurück. „Es ist besser," sagte er, „man läßt ihn allein. Wenn er wieder kommt, will ich sehen, was zu tun ist." — Er befahl uns auch, die Fenster zu verlassen. „Wenn der Fremde eine Erinnerung an den Unfall dieser Nacht habe, müsse es ihm nur unangenehm sein, wenn er sich beobachtet wisse."

So ließen wir ihn allein. Er hielt sich diesmal nicht bei den griechischen Göttern auf, sondern ging langsamen Schrittes und offenbar sehr niedergeschlagen ins Dickicht. Ein Arbeiter berichtete, daß er sich dort auf eine Bank gelegt habe. Da er aber durch Stunden nicht zum Vorschein kam, ging mein Vater, um ihn aufzusuchen. Er war nicht mehr im Parke. Vom Balkon und von den Fenstern aus durchspähten wir die Ebene — er war nirgends zu sehen. Mein Vater stieg zu Pferde und durchkreuzte die ganze Gegend. Er war und blieb verschwunden; wir haben ihn nie wiedergesehen."

So haben wir auf einen Augenblick die Gestalt gesehen, in die verhüllt der himmlische Prophet durch seine dürftige Zeit ging. So lebte er die nächsten Jahre bei der Mutter, dann in Homburg, wo ihm Sinclair den Titel eines fürstlichen Bibliothekars verschafft hatte, von Zeit zu Zeit aufgeschreckt von Gesichten, von Anfällen des Tobens heimgesucht, dazwischen aber der Ausarbeitung seiner Übersetzungen (die aus dem Sophokles, erschienen 1804 bei Wilmans in Frankfurt a. M., dem damals modernsten deutschen Verlag) und seiner Hymnen hingegeben (von denen nur wenige später in Taschenbüchern der Romantik gedruckt wurden).

Dann wurde er müder und müder. Die meisten von ihnen werden zwei Erscheinungsformen der Übermüdung, wenigstens andeutend, erlebt haben: die Verzweiflung, die toben möchte, und die Dürre, die fast mit Galgenhumor den Assoziationen einer seltsamen Witzigkeit sich hingibt. Die Müdigkeit nimmt jäh zu. Die Kraft gleitet gleichsam unter ihm weg. Ich gestehe hier gerne, was ich früher nur schüchtern angedeutet habe: daß dieses Weggleiten der Kraft mit tieferen Geschehnissen zusammenhängt im Lebensstrom, der unterirdisch die einzelnen Menschen trägt und nährt; um diese Zeit sterben oder verderben und welken Viele, vor allem der von Hölderlin einst so schwär-

merisch verehrte „Jüngling“: Bonaparte. Auch daß in diesen Jahren Susette Gontard starb, mag man bedeutsam finden. Kurz, die Kraft schwindet und die Müdigkeit wird Herr, die Anfälle des Tobens werden stärker, überwältigend endlich. Die Pracht der Barockgedichte verwandelt sich in seltsam parodisches und witzig dürres Häufen von Assoziationen, wovon ein kurzes Beispiel Ihnen genügen mag; seitlich über ein Hymnenbruchstück (pag. 255 Nr. 23), dessen erste Zeilen das anschauungsgesättigte Motiv der im kühlen Gewölbe der Blätter wachsenden Traube bringen, schreibt eine spätere Hand:

Narzyssen Ranunklen und Siringen aus Persien
Blumenketten gezogen perlenfarb
Und schwarz und Hyazinthen,
Wie wenn es riechet, statt Musik
Des Eingangs, dort, wo böse Gedanken mein Sohn
Liebende vergessen sollen einzugehen
Verhältnisse und diß Leben der Drache
Christophori vergleicht der Natur
Gang und Geist und Gestalt.

Dann kommt die letzte Stufe der Übermüdung: die Kälte, eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen alles, was ihn vorher bewegte. Das ist, in geläufigen Formen unseres Lebens ausgedrückt, die Geschichte seiner Krankheit. In der Gleichgültigkeit liegt zugleich Ende und Heilung. Er schiebt damit die ganze Last seines Lebens von sich, er läßt sich willenlos treiben und wiegen, „wie auf schwankem Kahne der See“, eine große Beruhigung kommt über ihn, Verzweiflung, Angst, Tobsucht verliert sich, die Dürre weicht, der Pulsschlag der Seele kehrt in sein rhythmisches Fließen zurück. Man gibt den Willenlosen einem Tübinger Tischler in Pflege; in einem Häuschen, das in die alte Stadtmauer eingebaut ist, in dem Erkerzimmer eines alten Mauerturmes, und in dem Zwingergärtchen

zwischen dieser Mauer und dem sanftfließenden Neckar, mit Blick auf die weichen Höhen der Alb und im Verkehr mit den Gezeiten des Jahres lebte er die letzten 36 Jahre seines Daseins, beschwichtigt, fast zufrieden, ein Weltweiser. Nur noch in einem Zittern, das manchmal durch den Körper ging, in zeitweiliger Unrast, die in unverständlichen Selbstgesprächen ihn hin- und hertreibt, klingen noch die früheren Leiden und der letzte Krampf nach. Mit wahrer Lebensklugheit hält er die Menschen von sich fern, indem er sie mit einem Schwall zierlicher Höflichkeit, übertriebener Titel und Anreden, hastiger atemloser Sätze, deutscher, französischer, italienischer und bauernschwäbischer Sprache überhäuft, so daß der vorwitzige Störer weder zum Fragen noch zum Festhalten eines bestimmten Gegenstandes kommt. Und wenn er ihn um ein Gedicht bittet, so stellt Hölderlin mit liebenswürdiger Verbeugung sich ans Stehpult, fragt: „Wünschen Ev. Heiligkeit über den Zeitgeist, über Griechenland, über die Jahreszeit?“, skandiert, wenn die Wahl getroffen ist, mit der linken Hand, während die rechte aus dem Stegreif Verse schreibt wie diese, nicht mehr zum aufstrebenden Bau des Werkes gehörend, aber unnachahmlich an Zauber und Würde der Sprache:

DER SOMMER

Die Tage gehn vorbei mit sanfter Lüfte Rauschen
Wenn mit der Wolke sie der Felder Pracht vertauschen.
Des Thales Ende trift der Berge Dämmerungen
Dort, wo des Stromes Wellen sich hinabgeschlungen
Der Wälder Schatten sieht umhergebreitet,
Wo auch der Bach entfernt hinuntergleitet,
Und sichtbar ist der Ferne Bild in Stunden,
Wenn sich der Mensch zu diesem Sinn gefunden.

Was er für sich selber niederschreibt, das ist immer noch ziellos, nicht mehr verantwortliche, gotthingegebene,

schöpferische Arbeit Hölderlins, nur noch wundersames Fortspielen des Wohllautes der wiederberuhigten Seele. Beispiel davon diese beiden Bruchstücke zum Hyperion, nicht etwa Bruchstücke einer wirklich fest geplanten Weiterführung des Werkes, sondern Nachhall, Nachhall auch die Sprache, wenn ihr schon die tiefe Beruhigtheit und Ungehemmtheit ganz neuen Reiz verleihen.

„HYPERION AN DIOTIMA

Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich zuweilen wünsche dich wiederzusehen. Ich weiß kaum, wie ich von dir weggekommen bin nach unserem Aufenthalte auf der Insel, wo ich mit einer außerordentlichen Person dich bekannt gemacht habe, die ihrer höheren Sitte und um ihrer guten Denkart willen den Menschen lieb ist. Ich hüte mich, von dir mich wegzumachen. Das Leben hätte vieleicht einiges Anziehende für mich.

DIOTIMA AN HYPERION

Ich kann dir nach und nach alles sagen, was eine Erklärung ist, zu den Zweifeln, und zu den ungestandenen Streiten, die wir haben."

Das zweite Bruchstück lautet:

„Ich kann dir das wohl sagen, ich freue mich immer noch der bessern Zeiten, deren ich mich erinnere, ich kenne die bessern Stunden noch, deren reinen und guten und vergnüglichen Geist ich miskannte, daß ich das Angesicht der Menschen falschnahm, und unrichtige Worte aus dem Innern hohlte. Ich bin jezt in einer Gewohnheit, aus der ich mein Leben richtiger verstehe; ich wundere mich nicht, daß ich aus der Einsamkeit heraus bin, und lieber in der Offenheit der Schöpfung und in einem thätigen, nicht sehr miskennbaren, und gewissenhafteren Leben lebe. Ich nehme überhaupt die Welt ganz anders. Ich erstaune, wie das mit mir gekommen. Wüßt ich nicht, daß

ich ein Leben hatte, das dem Vergnügen und der Schönheit des Lebens entgegen sah, wüßt' ich nicht, daß dieser Himmel, das Unvergängliche der Natur, worinn ich zeitlich lebe, diese ruhigen, dämmernden Wolken, unter denen mein Schiff weilt, und diese Sonne, diese günstigen Lüfte, die mir von Höherem und aussichtvoller Zukunft zeugen, daß diese Heiligthümer alle, denen mein Herz geweiht ist, nicht nur Zeichen der Vergangenheit seien, sondern auch der Gegenwart, in der ich nicht nur gute, sondern größere Menschen, eine unverworrene Erkennbarkeit unserer Natur, mit ihren Obern (?) und ihren gläubigen Menschen finde.

Ich sehe die Bahnen mit Vergnügen an, auf welchen wir uns befinden. Himmlische Gottheit! wie war es ehemals unter uns, da ich dir verschiedene nicht unbedeutende Schlachten, und häufige Siege abgewann. Ich gestehe es, ich wäre mehrerer Behauptungen, und meiner Freude am Bücherlesen wegen, die ich dir und deinem Geständniß rauherer Sitten nicht verberge, öfters gerner, auf einsameren Gebirgen, die hinter uns liegen, in den angenehmen Gegenden von Thebe, Macedonien, und Attika, auf den Höhen und Abhängen in den grünen Thälern des Olymps, auf Thraziens Gebirgen, an Lemnos droben, unter schattigen Bäumen der entlegnen Ithaka, um Mythilene, um Paros, ich wäre sogar lieber mit meinem Leben in den stillen Orten im Innern der Inseln, oder in heiligen Klöstern, oder mit Menschen, in Kirchen; so ruft mich ein Gott zur Ruhe, wegen ziemlicher Gottlosigkeit, die ich unter den Menschen finde, und so erzwungen, vieleicht von einer höheren Macht scheint sogar mir die jezige Thätigkeit, in der ich lebe, aber ich rede von mir. Wie soll ich die Freude dir deutlicher sagen? Red' ich von Menschen der Vergangenheit? red' ich von Menschen der Mitwelt? In himmlischen Lüften erscheint die Gnade der Gottheit. Mit seeligen Wohnungen pranget — —“

Münchener-Augsburger
Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H.

